



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Dreizehnte Abteilung. Der Harz und seine Umgebung.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040

Dreizehnte Abteilung.



Das Brockenhaus.

Der Harz und seine Umgebung.

Christliche Religion

Die Kirche und seine Glieder



Röhler im Harz (S. 205).

Der Harz und seine Umgebung.

Einleitendes. — Die Bergwerke des Oberharzes. — Das Bodethal. — Das Thyra- und Seltethal. — Der Brocken und seine Umgebung. — Der Vorharz. — Das Mansfelder Bergland. — Säger des Harzes. — Aus der Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit.

Einleitendes. Die Bergwerke des Oberharzes. Der Harz nimmt unter den Gebirgen Norddeutschlands eine wichtige Stellung ein. Zwar ist sein Umfang kein allzubedeutender — seine größte Längenausdehnung von Nordwest nach Südost beträgt zwischen Lutter am Barenberge und Eisleben höchstens 14, seine bedeutendste Breite zwischen Harzburg und Osterhagen wenig über 4 Meilen, sein Flächeninhalt etwa 33 □ Meilen; jedoch gewinnt er sehr an Bedeutung dadurch, daß seine Höhe die aller benachbarten Gebirge Norddeutschlands überragt, und daß er sich als äußerst imposante Masse über die meisten umgebenden Gebiete erhebt. Am wenigsten ist dies im Nordwesten nach der Leine und im Südosten nach der Saale zu der Fall, wo das Gebirge in stark hügelige, wenn auch viel niedrigere Landschaften verläuft; dagegen wird es im Südwesten durch die breiten und tiefen Thalgründe der Helme und Leine und im Nordosten durch ausgedehntes Tieflandsgebiet begrenzt. Zu dieser Isolierung des Harzes von andern Gebirgslandschaften unsres Vaterlandes tritt als weitere Besonderheit die feste Geschlossenheit und enge Verknüpfung seiner Teile. Das ganze Gebirge bildet genau genommen ein einziges großes Plateau, dessen obere Fläche in ihrer

Längenausdehnung von Südost nach Nordwest hin sehr bedeutend ansteigt (von 400 bis zu 600 m mittlerer Höhe). Der Umstand, daß der nordwestliche Teil des Gebirges bedeutend höher ist als der südöstliche, hat auch die Veranlassung dazu gegeben, daß von dem Volke seit alter Zeit der „Oberharz“ von dem „Unterharze“ unterschieden wird. Die Grenze zwischen beiden Teilen ist allerdings schwer zu bestimmen und wird verschieden angegeben; vielleicht könnte man bei derselben der Bergkette des Bruchberges und Acker's folgen, welche das Gebirge fast senkrecht zu seiner Hauptrichtung durchsetzt. Alsdann würde der nordwestlich gelegene Teil nebst der erwähnten Bergkette den Oberharz, der südöstlich gelegene hingegen den Unterharz ausmachen. Gewöhnlich trifft man jedoch diese Scheidung durch eine Linie, welche man von Wernigerode nach Sachsa zieht; durch dieselbe wird das Plateau von St. Andreasberg noch dem Oberharze zugeteilt. Wir wollen uns hier dieser gebräuchlichen Scheidung anschließen. Der Unterharz zeigt, beispielsweise von der Höhe des Rammberges („Viktorshöhe“) aus betrachtet, den Charakter einer Hochebene in besonders ausgeprägter Weise. Er bietet gut bebauten Ackerland in so ausgedehnter Fläche dar, daß man leicht über seine Beschaffenheit getäuscht wird und eine weite Tieflandsfläche zu überblicken meint. Erst, wenn man dann an dem bis zu 170 m tiefen Rande des Sellkethals steht, erkennt man den eigentlichen Gebirgscharakter deutlicher. Daß im Unterharz ein milderes Klima herrscht, zeigt sich außer in dem erwähnten Ackerbau auch darin, daß er neben Nadel- mehrfach auch Laubwälder trägt. Ganz anders der Oberharz. Seine Hochebene, das Plateau von Klausthal und Andreasberg, erhebt sich über den 230 m hohen Gebirgsfuß noch etwa 370 m und wird durch die Bergkette des Bruchberges und Acker's noch um weitere 330 m überragt. Hierzu kommen endlich auch die imposanten Massen des Brockengebirges, das bei einer Höhe von 1141 m die Hochebene des Brockenfeldes um 336, Ilfenburg um 914 m überragt. Das rauhere Klima des Oberharzes bewirkt ein Vorherrschen von Nadelwald und Wiesenkultur; seine Bevölkerung ist eine überwiegend bergmännische.

In geognostischer Beziehung ist zunächst zu bemerken, daß das vorherrschende Gestein des Gebirges aus Grauwacke und Schiefer besteht. Diese sedimentären Gesteine sind vielfach von kristallinen Gesteinsmassen, unter denen Granit und Porphyrt vorherrschen, durchbrochen. Trachyt und Basalt fehlen. Um die genannten Massen lagern sich mantelartig Gesteine jüngerer Formation, wie Rotliegendes, Zechstein u. s. w. Was die erwähnten kristallinen Gesteine anlangt, welche die sedimentären Gesteine unterbrechen, so stellen namentlich das Brockengebirge und der Rammberg großartige Granitmassen dar, während der Auerberg bei Stolberg aus Porphyrgestein besteht.

Der Oberharz ist seit alter Zeit ein Sitz des Bergbaues; derselbe schließt sich namentlich an die Gegend von Goslar, Klausthal-Zellerfeld und St. Andreasberg an. Am frühesten begann derselbe am Rammelsberge, 2 km südlich von der Stadt Goslar, und zwar bereits unter Kaiser Otto I. (936—973), vielleicht sogar schon unter dessen Vater, dem Könige Heinrich I. Krieg, Pest und schwere Unglücksfälle unterbrachen mehrfach den Abbau der Erze; doch hat derselbe seit der Mitte des 15. Jahrhunderts keine Störung mehr erfahren und gewährt noch jetzt die besten Aussichten für die

Zukunft. Verläßt man die alte Stadt Goslar durch das Klaußthor, so gelangt man in etwa 20 Minuten zu der Einfahrt des Bergwerkes. Diese befindet sich etwa in der halben Höhe des Berges. Die durch den Bergbau aufgeschlossene Schicht hat eine Länge von 1200, eine Tiefe von 300, sowie eine Mächtigkeit von 12—15 m. Der Betrieb in einer größern Anzahl von Schächten, von denen der „Serenissimorum tieffte“, der „Rahnekuhler“ und der „flache“ Schacht die wichtigsten sind, geschieht jetzt allgemein durch Bohren und Schießen. Zur Förderung der Erze benutzt man auf den Strecken Wagen von einer Ladungsfähigkeit bis zu 1000 kg, die auf Schienengeleisen laufen. 380 Arbeiter, mehrere Wasserwerke und Dampfmaschinen dienen dem Unternehmen, und die Ausbeute betrug zuletzt (1878) 700 000 Zentner lieferungswürdiger Erze. Die Verhüttung derselben geschieht auf den Werken in und um Oker, und zwar auf gemeinsame Rechnung der preussischen und der braunschweiger Regierung,*) von denen die erstere vier Siebentel, die letztere drei Siebentel des Ertrages erhält. Von den Hütten wurde die „Frau-Marien-Saiger-Hütte“ in Oker bereits durch Herzog Heinrich den Jüngeren im Jahre 1527 errichtet, noch in demselben Jahrhundert folgten die „Frau-Sophien-“ und die „Julius-Hütte“. Bis zu dieser Zeit waren die Erze in ganz einfacher Weise da, wo man sie gefunden hatte, verhüttet worden, wovon noch jetzt zahlreiche Schlackenhalben Zeugnis geben. Gegenwärtig werden nun zu Oker diejenigen blei- und kupferhaltigen Erze verschmolzen, von welchen durch anderweitiges Verhüttungsverfahren die Bestandteile an Gold, Silber, Zink und Eisen ausgeschieden werden. Es sind hier 14 Schwefelsäurefabriken, 10 Hoch-, 5 Krumm-, 5 Flamm-, 4 Treib- und Spleißöfen, eine Kupferextraktionsanstalt für die ärmeren der abgerösteten Erze, zwei Kupfervitriolsiedereien, welche zugleich die Edelmetalle ausscheiden, eine elektrolytische Scheideanstalt und eine Goldscheideanstalt vorhanden. Die „Frau-Sophien-“ und die „Herzog-Julius-Hütte“ verarbeiten in 14 Hochöfen vorzugsweise Bleierze, wobei sie auch Schwefel und (in zwei Siedereien) bedeutende Mengen Zinkvitriol erzeugen. In den drei Hüttenwerken werden die Wasserkräfte des Oker- und Granflusses, mehrere Dampfmaschinen und 700 Arbeiter verwendet; sie produzierten in letzter Zeit (1878) jährlich 300 000 Zentner rohe Schwefelsäure, 10 000 Zentner metallisches Kupfer, 38 000 Zentner Kupfervitriol, 9 000 Zentner Zinkvitriol, 28 000 Zentner bleiische Produkte (Bleiglätte, Weichblei u. s. w.), mehrere tausend Zentner Eisenvitriol und Natronsulfat, 5500 Pfund Silber und 35 Pfund Gold.

Noch ausgedehnter als der Bergbau des Rammelsberges ist derjenige von Klaußthal und St. Andreasberg. Wollen wir von Goslar den nächsten Weg nach Klaußthal-Zellerfeld wählen, so benutzen wir die Landstraße, welche erst durch das Gosethal führt und sich dann am Thomas-Martinsberge hinaufwindet; die Post führt täglich auf diesem Wege zu unserm Ziele, während die Eisenbahn einen Umweg über Bienenburg erfordert. Klaußthal und Zellerfeld, von denen die erstere Stadt 8600, die zweite ca. 4300 Einwohner zählt, liegen auf dem bereits erwähnten 565 m hohen Plateau und sind nur durch den kleinen Zellbach voneinander geschieden. Hier entstand im 10. Jahrhundert eine Einsiedlerklaue, die Veranlassung zu dem Namen der erstgenannten Stadt

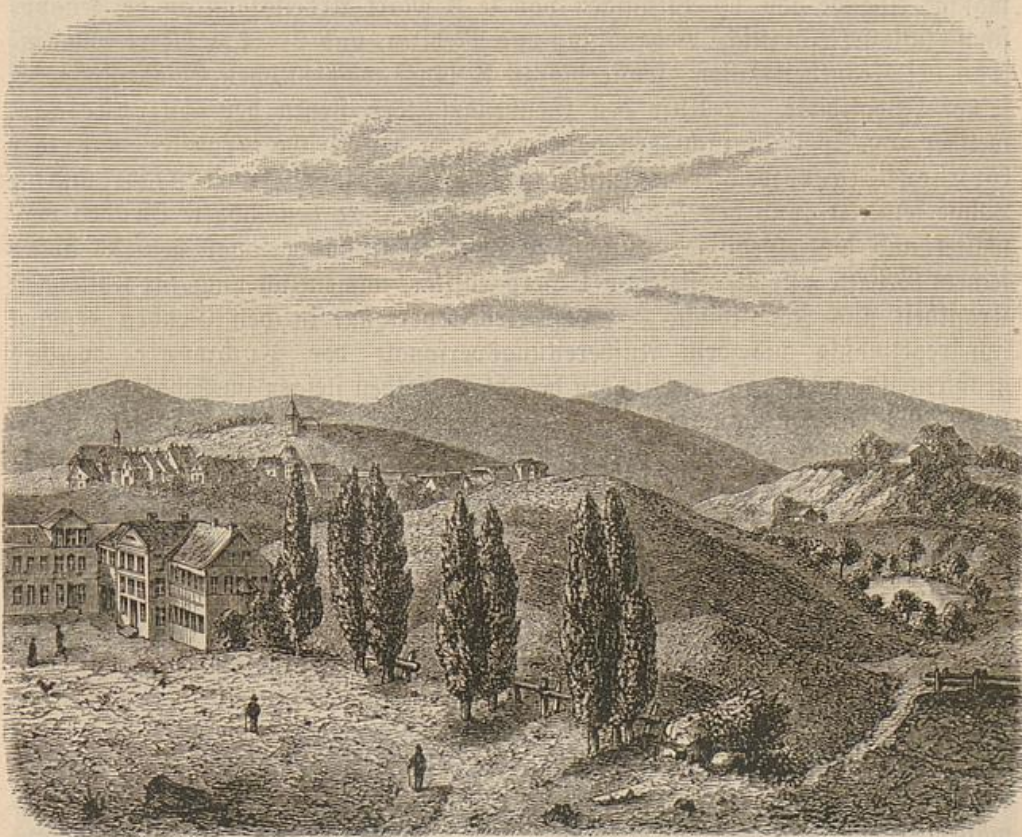
*) Der sogen. Kommunionherrschaffen; Preußen ist Rechtsnachfolger Hannovers.

gab; 1240 gab es hier bereits Waldleute, worauf 1554 mit einem schwung-
haften Bergbau die Gründung der Stadt eintrat. Zellerfeld scheint etwas
älter zu sein, da schon 1208 die Abtei Cella bestand und 1532 hier Bergleute
angesiedelt wurden. Die Lage beider Städte bietet wenig Interessantes, da sich
dieselben auf einer einförmigen, meist nur Wiesen und vereinzelt Kartoffelfelder
enthaltenden Hochfläche hinlagern. Die meisten Gebäude, selbst die Kirche von
Klausthal und das Bergamtsgebäude, bestehen aus Holz, und erst in neuerer
Zeit haben sich mehrfach Steinbauten erhoben. Zur Belebung des einförmigen
Anblicks tragen neben den Hausgärten, in denen noch Bohnen und ähnliche
Gemüse gedeihen, die schattigen Laubbäume der Landstraßen und parkartige
Anpflanzungen bei einzelnen Gruben wesentlich bei. Die Bevölkerung ist noch
immer eine vorherrschend berg- und hüttenmännische. Die Metallschätze des
Plateaus sind in Gangspalten abgelagert, welche von der sogenannten steilen
Wand am Fuße des Brockengebirges aus fächerförmig ausstrahlen und einen
etwa 18000 m langen und 8000 m breiten Flächenraum in einer Mächtigkeit
bis zu 40 m durchziehen. In diesen Gangspalten finden sich zwischen Grau-
wacke, Schiefergesteinen silberhaltiger Bleiglanz, Zinkblende, Kupferkies in regel-
loser Verteilung. Die wichtigsten Gruben bei Klausthal sind die „Dorothea“,
die Grube „Herzog Georg Wilhelm“ und der „Königin Marien-
Schacht“. Jenseit des Ackers liegt das Gebiet von St. Andreasberg. Man
kann von Klausthal aus dorthin mit der Post in etwa drei Stunden gelangen;
man thut jedoch besser, diese Verbindung nur bis zum Sonnenberger Chauffee-
hause zu benutzen, um von hier aus über den Oderteich und am Rehberger
Graben entlang den Weg zu Fuß zurückzulegen. Der Oderteich ist ein
1632 m langes, künstlich gebildetes Becken, in welchem man die zahlreichen
Quellen der Ode gesammelt hat, um sie in einen ebenfalls künstlich hergestellten
Graben abzuleiten, der nach neunjähriger Thätigkeit bis zum Jahre 1722 fertig
gestellt worden ist und die für die Werke in Andreasberg ehemals erforderlichen
Wasserkräfte zu liefern hatte; augenblicklich würde man ihn entbehren können.

St. Andreasberg, jetzt eine preussische Stadt von über 3300 Einwohnern,
verdankt sein Entstehen dem Bergbau, welcher hier bereits in der zweiten Hälfte des
15. Jahrhunderts von den Grafen von Hohenstein begonnen wurde. Um 1520
wurde der Ort selbst gegründet und besaß schon 1539 Stadtrechte. Der Berg-
bau ist nur noch teilweise in Betrieb, so daß ein Teil der bergmännischen Ein-
wohnerschaft jetzt in Klausthal arbeitet. Das bergmännische Gebiet von St. An-
dreasberg wird von einer schmalen Grauwacken- und Thonschieferzone eingeschlossen,
die im Norden von den Granitmassen des Brockens begrenzt wird. Innerhalb
dieser Zone findet sich eine vorherrschend aus Thonschiefer bestehende Gestein-
masse von 5000 m Länge und 1000 m Breite, die reiche Silbergänge in der
Mächtigkeit von einigen Zentimetern, seltener von $\frac{1}{2}$ m enthält. Außerhalb
der genannten reichen Erzgänge sind noch Eisenstein- und arme Kupfergänge
vorhanden. Die gegenwärtig noch in Betrieb befindlichen fiskalischen Gruben
führen jetzt den Namen „Vereinigte Gruben Samson“.

Sehen wir uns den Bergbau entweder auf der Grube „Dorothea“ oder
„Herzog Georg Wilhelm“ bei Klausthal selbst etwas näher an, wenn wir hierzu
nicht die fast noch bequemeren Gruben des Rammelsberges benutzen wollten. Mit
einem Erlaubnißscheine der Berginspektion begeben wir uns in das Zechenhaus

der Grube, die wir „befahren“ wollen, und melden uns bei einem der Grubensteiger, welcher gegen ein Trinkgeld die Führung übernimmt. Nachdem wir zum Schutze gegen Beschmutzung Bergmannskleider angelegt haben, werden wir auf mäßig geneigten Leitern in die Tiefe geführt. Diese Leitern, „Fahrten“ genannt, sind in der Regel 7—9 m lang und stehen auf hölzernen Absätzen („Bühnen“); eine kleine Öffnung, das „Fahrloch“, führt zu einer neuen „Fahrt“ und durch diese weiter in die Tiefe. Wir haben übrigens von dem Fahr=schachte, in welchem wir abwärts steigen, den „Treibschacht“ zu unterscheiden, in dem die gefüllten Fördertonnen zu Tage gewunden werden.



St. Andreasberg.

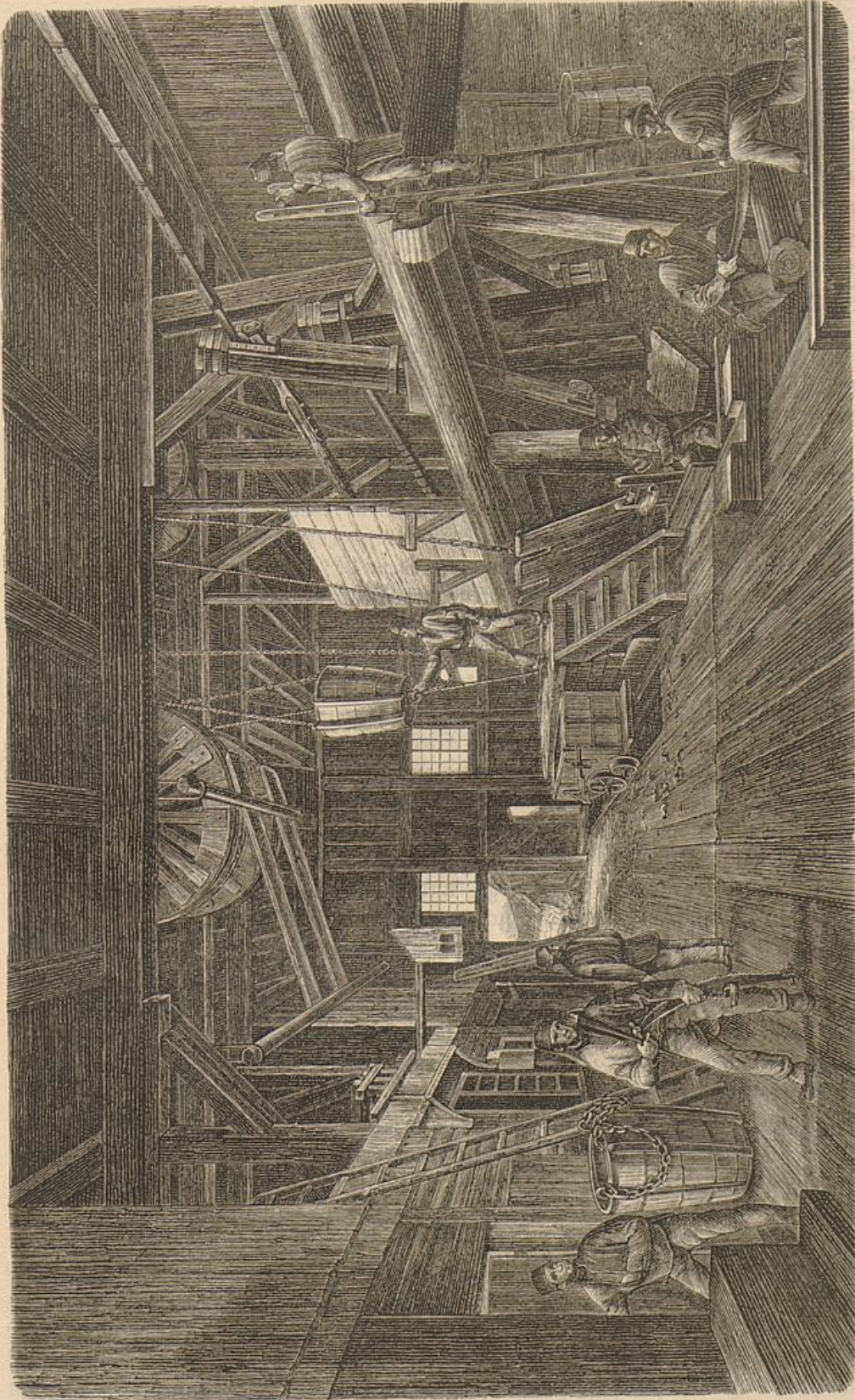
Mehrfach gibt es auch noch „Fahrkünste“, d. h. Maschinen, durch welche die Mannschaften zu Tage gehoben werden, so z. B. auf dem „Königin-Marienschacht“. Von den Schächten, durch die wir geradewegs in die Tiefe steigen, zweigen sich seitwärts die Strecken und Stollen ab. Vor dem Einsturze sind alle diese Wege ins Reich der Nacht durch gute Verzimmerung mit Holz, neuerdings auch wohl durch Eiseneinbau geschützt. Das Arbeiterpersonal, welches in den Schächten arbeitet, ist nach seinen Verrichtungen mannigfach gegliedert. Die eigentlichen Gesteinarbeiter scheiden sich in „Gedinghauer“, „Lehrhauer“ und „Bohrhauer“; von denselben werden die beiden ersten Klassen vorzugsweise bei dem „Abteufen“ der Schächte und der Anlage von Strecken und Stollen, die Bohrhauer hingegen beim „Abbau“ der Erze verwendet. Hierzu kommen die „Zimmerlinge“ (Holzarbeiter), die Gehilfen der Untersteiger („Ausschläger“ und „Schießer“),

die Aufseher der Treibschächte („Ausrichter“), die Arbeiter bei den Wasserhebungsmaschinen („Kunstwärter“), die Leiter der Treibmaschine („Schürer“), endlich die mit dem Transport des in den Gruben gewonnenen Gesteins und die mit dem Füllen und Entleeren der Fördertonnen beschäftigten „Förderleute“. Der Durchschnittslohn der erwähnten Bergarbeiter wechselt jetzt zwischen 2,33 Mark (der Ausrichter) und 1,50 Mark (der Förderleute); Jungen erhalten nur 1 Mark. Hierzu kommen aber noch mancherlei andre Vorteile; so erhält jeder verheiratete Arbeiter monatlich 2 Himten (à 31 l) Getreide zu dem festen Preise von 2,34 Mark pro Himten, jeder unverheiratete 1 Himten, ferner jeder Arbeiter gegen die mäßige Abgabe von 10 Pfennigen von je 3 Mark Arbeitslohn an die Knappschaftskasse freie ärztliche Behandlung und Medizin, und 2—4,50 Mark Gnadenlohn bei Krankheitsfällen, sowie bis zu 3 Mark wöchentlichen Gnadenlohn bei seiner Invalidität. — Über den Grubenarbeitern stehen der Untersteiger, welcher zur Spezialaufsicht den ganzen Tag in der Grube verweilen muß; der Grubensteiger, welcher die Aufsicht über die Grube im allgemeinen führt und die Löhne feststellt, und der Obersteiger, der mehrere benachbarte Gruben verwaltet und die „Gebinge“ aufstellt. Dieses Aufsichtspersonal genießt außer seinem Gehalte alle Benefizien der Bergarbeiter, namentlich auch für Fälle von Krankheit und Invalidität. — Das Arbeitspersonal in den Gruben ergänzt sich regelmäßig aus dem Aufbereitungspersonale der Pochwerke, welches größtenteils aus Bergmannskindern besteht; dieselben steigen im Schichtlohne von 30—80 Pfennigen aufwärts und genießen daneben die sonstigen Begünstigungen. Mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre eintretend, müssen die Bergmannsknaben gegenwärtig sechs Stunden lang (vormittags von 6—12 Uhr) arbeiten und nachmittags drei Stunden Schulunterricht nehmen.

Sehr wichtig für den Bergbau sind namentlich auch die „Wasserwerke“, welche die Grubenwässer abführen. Das bedeutendste derartige Werk aus älterer Zeit ist der 1771 begonnene, 15 km lange und stellenweise über 300 m tiefe „Georgsstollen“, welcher zur Entwässerung der Klausthaler und Zellerfelder Gruben angelegt ist. Als er nicht mehr genügte, wurde in der Nähe des Fleckens Wittelde im Jahre 1851 der „Ernst-August-Stollen“ begonnen, welcher 110 m tiefer läuft und nach seiner Vollendung 1864 bei einer Länge von fast 23 km alle bei Grund, Klausthal und Zellerfeld liegenden Gruben entwässert, sowie auch noch auf eine Länge von einer halben Stunde für den unterirdischen Transport der Erze nach dem großen Pochwerke „Neubau“ hin durch große flache Röhre benutzt wird; nach seinem weitem Ausbau wird er eine Länge von fast 26 km (11 km mehr als der St. Gotthardtunnel) erreichen.

Die gewonnenen Erze kommen in die Pochwerke zur „Aufbereitung“. Das bedeutendste derselben ist der erwähnte „Neubau“ bei Klausthal. Das 1871 vollendete Etablissement bewirkt die Trennung der nutzbaren Mineralien von dem wertlosen Ganggestein, sowie die Zerkleinerung der ersteren in vier Hauptabteilungen, benutzt dabei Wasserkräfte und Dampfmaschinen mit im ganzen 310 Pferdekraften und verarbeitet jährlich (1878) 1378930 Zentner Roherz.

Die aufbereiteten Erze wandern nun weiter in die Hütten von Klausthal, Lautenthal, Altenau und St. Andreasberg, welche jetzt 36 Schmelzöfen verschiedener Systeme mit fünf durch Wasser- oder Dampfkraft betriebenen Zylindergebläsen und zwei Ventilatoren besitzen.



In einem Bechenshanie bei Klausthal.

Die Klausthaler Hütte dient als Rohhütte und verarbeitet zwei Drittel der Oberharzer Förderung; die Altenauer Hütte übernimmt die weitere Verarbeitung des Kupfers, die Lautenthaler namentlich die des Silbers nebst der Scheidung des goldhaltigen Silbers. Außer den Oberharzer Erzen werden jetzt noch bedeutende Mengen überseeischer Erze (namentlich amerikanischer) verhüttet. Die vier Hütten beschäftigen 845 Arbeiter und Aufseher. Erzeugt wurden 1878: 171 Pfund Gold, über 53931 Pfund Silber, 175489 Zentner Kupferblei, 2960 Zentner Kupfer, 126 Zentner Arsenikglas, 15767 Zentner Kupfervitriol, 519 Zentner Glaubersalz, 12466 Zentner Schwefelsäure und 1215 Zentner Farbe, im Gesamtwerte von 7922745 Mark.

Gesondert von den genannten Hütten liegt im Amte Elbingerode, an der kalten Bode, das Eisenwerk Rotehütte. Es wurde 1709 angelegt und bildet gegenwärtig den Centralpunkt der fiskalischen Eisenhütten im Oberharz. Demselben stehen zwei Hochöfen, zwei Kupolöfen, eine Gießerei, eine große Gebläsekammer, Pochwerke, Werkstätten für die Dreherei und Schlosserei, zwei Frischfeuer, ein Zainhammer u. dgl. mehr zur Verfügung; die Wasserkräfte der Bode und zwei Dampfmaschinen fördern den Betrieb. Verschmolzen werden in den Hochöfen Rot- und Brauneisensteine des Elbingeroder Reviers, und es ergeben sich jährlich 2300000 kg Roheisen, von dem die erste Sorte in Spandau zur Geschützgießerei, die geringeren Sorten namentlich zur Herstellung von allerhand Gußwerksartikeln benutzt werden. Die gesamte Arbeiterzahl beträgt 340. — Ein zweites fiskalisches Eisenwerk ist die Verbacher Hütte am Südharze, zwischen Osterode und Klausthal, welche gegenwärtig mit einer großen Gießerei, drei Kupolöfen und allen für einen schwunghaften Gießereibetrieb nötigen Einrichtungen versehen ist. — Weiterer Eisenhüttenbetrieb wird von Aktiengesellschaften zu Mübeland bei Elbingerode, zu Zorge am Südharz und zu Thale am Eingange des Bodethales, auf Kosten des Grafen von Stolberg-Wernigerode zu Ilfenburg am Nordharze, sowie auf Privatrechnung zu Mägdesprung im Unterharze betrieben.

Im ganzen bietet das Berg- und Hüttenwesen eine sehr interessante Seite des Oberharzes, doch läßt sich anderseits auch nicht verkennen, daß durch einige Hütten ebenso der Vegetation wie der Gesundheit der Menschen Nachteil zugefügt wird. In der Nähe einzelner Hütten, z. B. der Silberhütte von Klausthal, ist durch Schwefel- und Arsenikdämpfe die Gegend verödet; und auch diejenigen Menschen, denen der Beruf obliegt, in den Hütten zu arbeiten, lassen vielfach durch ihr Aussehen erkennen, daß ihr Körper sich in leidendem Zustande befindet. Männer von starkem, kräftigem Körperbau haben meist fahle, eingefallene Wangen und bekommen zuletzt die sogenannte „Hüttenkaze“, eine Art Bleikolik, durch die ihre Hände und Füße gelähmt werden. Ähnlich nachteilig ist übrigens auch die Wirkung einer längeren Thätigkeit der Bergleute. Das ungesunde Verweilen in feuchter, kalter Luft unter der Erde zieht ihnen die „Bergsucht“ zu, ein hochgradiges Asthma. Zu diesem Übel kommen natürlich die mannigfachen Gefahren und Unglücksfälle des Bergbaues. Selbst wenn die Bergleute von den letzteren verschont bleiben, pflegen sie doch durchschnittlich nicht das 50. Jahr zu überschreiten. Trotz alledem pflegt der Sohn eines Bergmannes wieder Bergmann zu werden, sei es nun, daß die Macht der Gewohnheit sich als unwiderstehlich erweist, sei es, daß der jugendlich

leichte Sinn die Leiden und Gefahren des bergmännischen Berufes um so eher übersehen läßt, als es an Gelegenheit fehlt, angenehmere Berufsarten kennen zu lernen. Schon in frühem Alter in das berg- oder hüttenmännische Berufsleben eingeführt, wissen sie demselben nach Kräften die guten Seiten abzugewinnen und die Schattenseiten desselben nicht nur mit Gemütsruhe, sondern sogar mit einem gewissen Humor zu extragen. Der Verfasser sah bei Beginn der Mittagspause einen zwölfjährigen Bergmannsjungen von dem Hochwerke „Neubau“, durch mehrere andre Knaben mitleidig unterstützt, auf Zellerfeld zuhinken, und schmerzzerfüllt teilte ihm derselbe auf Befragen mit, daß er in dem Hochwerke einen schweren Fall gethan habe; gleichzeitig aber sah der Verfasser auch Gruppen heiter blickender Knaben am Abhange lagern, welche mit trefflichem Appetite ihr Butterbrot verzehrten und dazu von dem nahen Brunnen frisches Quellwasser tranken. Andre Gruppen waren schon mit ihrer Mahlzeit fertig und vergnügten sich nun durch harmloses Spiel. — Ernster blicken die älteren Männer drein; namentlich diejenigen, welche den flotteren Schwung des Berg- und Hüttenwesens als Beamte durchlebt haben, folgern aus dem schwächer werdenden Betriebe den nahen Ruin ihrer engern Heimat. „Die überseeische Konkurrenz drückt unsern Bergbau immer mehr“ — so klagten alte Steiger — „schon jetzt wird mit schwachen Kräften gearbeitet; bald muß vielleicht der Bergbau ganz ruhen, und dann müssen die Oberharzer darben!“ War es zu schwarz gesehen? Vielleicht, doch die gefürchtete Gefahr ist jedenfalls keine eingebildete.

Klausthal ist insofern der eigentliche Mittelpunkt der bergmännischen Thätigkeit, als dort das Oberbergamt seinen Sitz hat, dem außer den Harzrevieren auch noch der Bergbau der neuen preussischen Provinzen unterstellt ist. Das Harzer Bergwesen hat vier Berginspektionen, an deren Spitze je ein Berg- rat als Direktor steht; ebenso gibt es vier Hüttenämter. Eine Bergakademie und eine Berg- und Markscheiderschule bilden die erforderlichen Beamten heran; diesen Instituten steht ein sehr reichhaltiges Mineralienkabinet, eine Modellsammlung, ein chemisches Laboratorium u. s. w. zur Verfügung. — Mit dem Bergbau und Hüttenwesen hängen übrigens noch mancherlei Erscheinungen zusammen, die uns bei Wanderungen durch den Oberharz ins Auge fallen. Führt uns der Pfad durch einsame Waldgegenden, so sehen wir oft vor uns Rauchwolken aus dem Gehölz aufsteigen, welche zu der Annahme verleiten könnten, daß wir uns einer vereinzelter Behausung nähern. Dann stehen wir vielleicht plötzlich vor einem rauchenden Meiler, in welchem ruhige Köhler das Holz des Gebirgs- waldes verbrennen, um Kohlen für den Hüttenbetrieb herzustellen. Einförmig und karg ist das Leben dieser Leute, deren Thätigkeit da zu beginnen pflegt, wo der Wald am wildesten, der Transport der geschlagenen Hölzer am beschwerlich- sten ist. In einer kleinen, aus Holzpfählen und Rasen erbauten Hütte (S. 197) findet der genügsame Waldbewohner sein Obdach.

Das Bodethal. Über Quedlinburg führt gegenwärtig (seit 1863) die Magdeburg-Halberstädter Bahn gewaltige Scharen von Besuchern nach Thale, und besonders an schönen Sommer-sonntagen gleicht der Besuch einer Völkerwanderung. All diese vielen Ankömmlinge haben das Bodethal zum Ziele, das, eine halbe Stunde von dem Dorfe, eine Viertelstunde von dem Bahnhofe Thale entfernt, seine gewaltigen Felsenthore aufthut. Am Eingange

derselben hat sich seit Eröffnung der Bahn um das ältere Eisenhüttenwerk „Blechhütte“ ein „Neu-Thale“ gebildet; dasselbe besteht aus einer Anzahl guter Hotels — unter ihnen das großartige Hotel „Zehnpfund“ mit Platz für 350 Fremde — einer großen Aktienbrauerei, einem Solbade, Logierhäusern und Villen, und durch diese neuen Ansiedelungen ist die Gesamteinwohnerzahl der Gemeinde Thale auf beinahe 3500 gewachsen. Wenden wir uns vom Bahnhofe aus dem Eingange des Thales zu, so treten uns die schroffen Felsenwände des Hexentanzplatzes und der Roßtrappe in ihrer ganzen Großartigkeit entgegen; sie sind aus Granit gebildet, an den sich vom Roßtrappesfelsen an Grünstein in Verbindung mit Hornfels und (vom Bodetessel aufwärts) jaspisartiger Kiefelschiefer anschließt. — Wir passieren das Gasthaus „Waldekater“, von dem aus sich bereits herrliche Blicke dem Auge eröffnen, und werden in dessen Nähe eingeladen, links aufwärts zum „Hexentanzplatz“ zu steigen. Aber die sogenannte „Hexentreppe“, welche hier mit etwa 1100 rohen Stufen, die diesen Namen kaum verdienen, jäh in die Höhe führt, hat schon manchen rüstigen Wanderer derartig mitgenommen; daß ihm die Lust zu ähnlichen Leistungen gründlich verging. Besser auch, wenn wir zunächst im Thale weiter aufwärts wandern. Dasselbe gestaltet sich bei jedem Schritte großartiger. Über die Jungfernbrücke und an dem Gasthose „Zur Königsruhe“ vorüber gelangt man zu der „Schurre“, einem Wege, der in mehrfachen Windungen in einer halben Stunde bequem zu dem Felsen der Roßtrappe emporleitet. Derselbe stellt eine der großartigsten Felsenpartien unsres Vaterlandes dar. Einem riesigen Bollwerke gleich, springt dieser den Spiegel des Flusses um 150 m jäh überragende Granitpfeiler in das Thal vor. Auf einer der vordersten Platten des Pfeilers schaut man jene Spur eines riesigen Pferdefußes, nach welcher derselbe benannt ist. In der Urzeit — so erzählt die Sage — als in dieser Gegend noch Zwerge und Riesen hausten, kam der wilde Böhmenfürst Bodo auf einem Kriegszuge hierher und verliebte sich in Brunhildis, des Riesenfürsten Tochter. Von dem Ungezümmten bedrängt, entfloß diese auf raschem Rosse, aber jener folgte ihr nach, und plötzlich sah sie sich auf dem Tanzplatze der Hexen über dem furchtbaren Abgrunde. Zwar bäumte sich das Roß widerstrebend empor; doch Brunhildis drückte ihm, den Tod der Schande vorziehend, die Sporen kühn in die Seite. Der furchtbare Sprung gelang; der Jungfrau entfiel zwar die Krone, um im Bergstromen zu versinken, sie selbst aber kam glücklich auf dem gegenüberliegenden Felsen an, und dort drückte sich tief des Rosses Huf als Wahrzeichen ein. Auch Bodo wagte im Eifer der Verfolgung den Sprung, aber, herabstürzend in die Tiefe, bezahlte er seinen Frevel mit dem Leben; der Gebirgsstrom aber führt seitdem den Namen Bode. — Vielfach ist von Alttertumsforschern nach andern Deutungen jenes eigentümlichen Males gesucht worden; man hat in ihm unter anderm das Zeichen der Opfer finden wollen, welche einst von Druiden auf diesem ragenden Felsen dem heiligen weißen Rosse dargebracht sein sollen. Jedenfalls läßt sich aus dem Umstande, daß auf der Roßtrappe zahlreiche Urnen und Befestigungen entdeckt worden sind, von denen die letzteren sowohl die zugängliche Westseite als auch noch besonders den eigentlichen Felsvorsprung schützten, der Schluß ziehen, daß wir es hier mit einer bewehrten Wohnstätte germanischer Vorzeit zu thun haben. — Großartig ist der Blick von dem Roßtrappesfelsen, namentlich hinab in den ungeheuern Abgrund und auf die

wunderbar geformten Felsmassen ringsum, welche jäh von dem Flußbette aufsteigen; auch der Ausblick nach links in die fruchtbare Ebene jenseit des Dorfes Thale fesselt den Beschauer. Das Echo, welches hier durch Pistolenschüsse und Trompetentöne erweckt wird, ist überaus großartig und gibt mit lautem Getöse den Schall sieben- bis achtmal zurück.

Von der Roßtrappe gelangen wir auf einem guten Fahrwege nach dem schönen Aussichtspunkte „Herzogshöhe“ und dem „Wilhelmsblicke“ bei Treseburg. Wir können bei dieser Gelegenheit das seitwärts gelegene Gasthaus „Zur Roßtrappe“, das nach der Ebene hinschaut, und mehrere weniger hervorragende Aussichtspunkte („Olbergshöhe“ und „Bülowshöhe“) berühren; sehen wir jedoch von diesen Punkten ab, um wieder zum Bodethale hinabzusteigen, so gelangen wir bald über die „Teufelsbrücke“ zum „Bodekessel“.



Das Bodethal. Ansicht auf Herzentanzplatz und Roßtrappe.

Hier hat der Strom in einem von fast 200 m hohen Felsen umgebenen, ringsum scheinbar gänzlich geschlossenen Felslabyrinth einen Wasserfall gebildet, dessen brausende Gewässer sich in einen 5 m tiefen Abgrund stürzen. Bis zum Jahre 1865 mußte hier der Wanderer umkehren, da das Thal nicht weiter passiert werden konnte. Seitdem hat die Direktion der Magdeburg-Halberstädter Bahn einen schönen Fußweg am Ufer der Bode entlang durch die Felsen brechen lassen. Zu demselben führt von der Teufelsbrücke eine steinerne Treppe empor, und nun bietet sich dem Auge des Wanderers während 1 1/2 stündiger Fußtour fortgesetzt eine Reihe überraschender Gemälde, bei denen bald der rauschende Gebirgsfluß, bald die jäh aufragenden Felsen, bald der schattige Wald eine hervorragende Rolle spielen. Über die Bode gelangen wir gegen rechts endlich nach dem braunschweigischen Dorfe Treseburg. Dasselbe hat eine

höchst anmutige Lage in dem bedeutend erweiterten Bodethale; der dieserhalb im Laufe der Zeit stets wachsende Fremdenverkehr hat aber auch veranlaßt, daß die dortigen Gasthöfe durchschnittlich nicht diejenigen Annehmlichkeiten darbieten, die man nach den in ihnen geltenden Preisen erwarten sollte; es ist dies übrigens eine Erscheinung, welche die nördlicheren Glanzpunkte des Harzes in höherem Maße zeigen als andre anmutige Gegenden unsres Vaterlandes.

Wer auf dem neuen Fußwege nach Treseburg gekommen ist, pflegt von hier aus den schon erwähnten Aussichtspunkt „Wilhelmsblick“ zu besuchen. Man findet hier einen 22 m langen Tunnel, welcher durch die Felsen gebrochen ist und zu einem prachtvollen Ausblick auf ein von der Bode bewässertes, einsames Waldthal Gelegenheit darbietet. Steigt man die in der Nähe befindlichen Stufen aufwärts zu „Krügers Höhe“, so gewinnt man einen interessanten Blick auf die vielfachen wundersamen Krümmungen der Bode, welche hier bei Treseburg die Luppode aufnimmt.

Wer nicht weiter im Bodethale aufwärts wandern will, kehrt nun wohl auf dem Plateau über „Hexentanzplatz“ zurück. In diesem Falle steigt man zunächst eine halbe Stunde aufwärts zu dem vorspringenden Felsen des „weißen Hirsches“, von welchem aus sich ein schönes Gemälde des mit dem Dorfe Treseburg geschmückten, rings von steilen Waldhöhen umfaßten Thalgrundes darstellt; später verfolgt man eine breite Fahrstraße, die zu dem „Hexentanzplatze“ hinleitet. Von ihr aus wird man, wenn möglich, einen kleinen Abstecher nach dem Denkmal Pfeils machen, welches dem verdienstvollen Begründer der Forstakademie zu Eberswalde, der ganz besonders dazu beigetragen hat, daß diese Gegend dem Naturfreunde zugänglich wurde, von den deutschen Forstwirten errichtet worden ist. Auf einer von sieben ehrwürdigen Buchen umgebenen Lichtung der Waldung erhebt sich über einem Granitsockel ein großer Block von grauem Marmor, welcher außer der Widmung und dem Namen des Gefeierten dessen bronzenes Brustbild und mehrere von ihm über die benachbarte Försterei „Dambachshäuschen“ verfaßte sinnige Strophen trägt; auf dem Marmorblocke aber ruht ein herrlicher Hirsch von bronziertem Eisen. Es ist ein sinnig erdachtes Werk, das in dieser Wald- und Bergnatur ungemein wirkungsvoll erscheint!

Nachdem man die Einsenkung des Dambachsthalcs überschritten hat, nähert man sich allmählich dem Hexentanzplatze; nebenbei können noch mehrere Punkte (die „Heuscheune“, der „Prinzenblick“ etc.) besucht werden. Der Hexentanzplatz ist ein wahrer Glanzpunkt nicht nur des Bodethales, sondern des Harzes überhaupt. In einer Höhe von 425 m über Meer und 230 m über der Bode werden wir durch schöne Waldung zu einem gartenumgebenen Gasthause geleitet, welches uns gefällig darüber täuscht, daß wir uns in der unmittelbaren Nähe des furchtbarsten Abgrundes befinden. Gehen wir aber zu den terrassenförmig angelegten Sitzplätzen vor dem Hotel, so stehen wir staunend auf ragender Höhe über der zerklüfteten Felsenwelt des Bodethales. Gegenüber schauen wir den bedeutend tiefern Vorsprung der Roßtrappe, von welchem oftmals durch Pistolenschüsse das vielfache Echo erweckt wird; weiter hinaus thun wir einen Blick auf zahlreiche andre jäh aufsteigende Felsmassen, zwischen denen schlank Fichten ihre spitzen Kronen wiegen, und im Hintergrunde des tief eingesenkten Flußthales erhebt sich der König des Gebirges, der Brocken. Wenn wir dann uns mehr rechts wenden, so sehen wir aus waldiger Umgebung das Gasthaus der Roßtrappe

herüberwinken, erblicken seitwärts, durch die fruchtbare Ebene hingelagert, den Ort Thale und ganz weit rechts die jäh aufragenden Felsmassen der sogenannten Homburg.

Wollen wir von Treseburg die Bode aufwärts nach Mübeland gelangen, so verfolgen wir zunächst den Weg, welcher uns zu dem braunschweigischen ehemaligen Hüttenorte Altenbrak führt, um von dort entweder auf dem Fahrwege über Hüttenrode und Marmormühle oder auf dem Fußwege am rechten Bodeufer hin über Wendensfurt jenes Ziel zu erreichen.



Die Kofstrappe und der Herrentanzplatz.

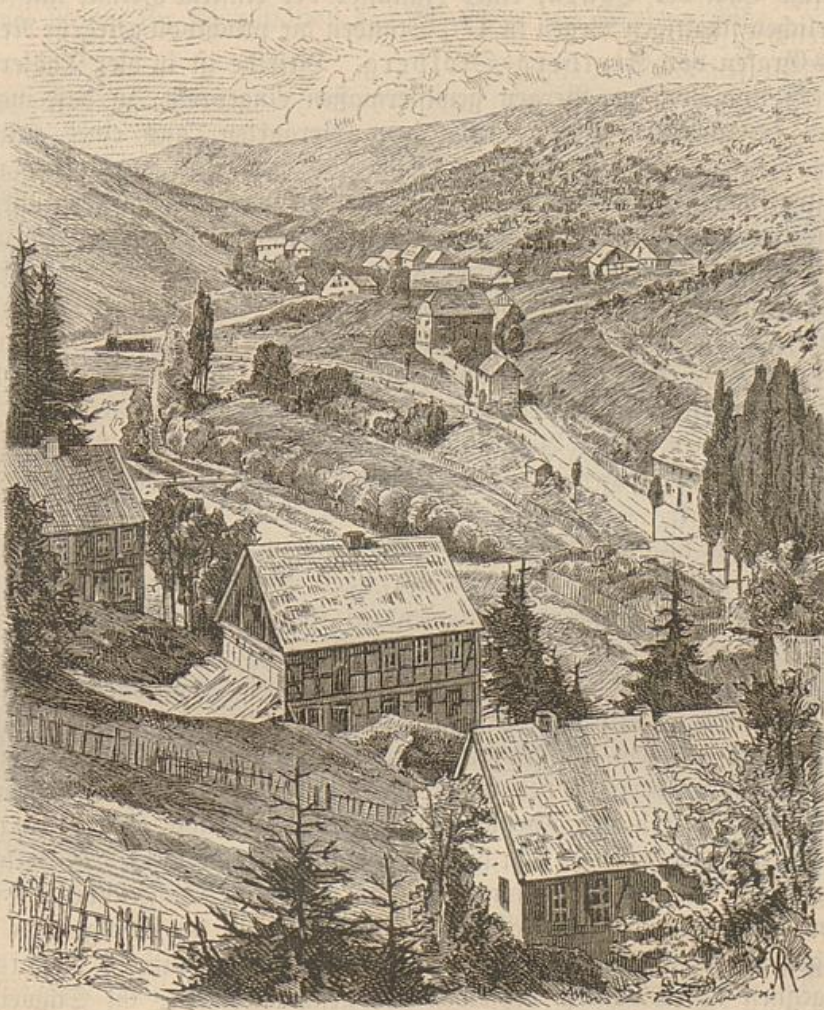
Die ehemalige Marmormühle liegt in malerischer Umgebung, über ihr der Frockstein, von dem man einen ziemlich umfassenden Blick auf den Thalgrund findet. Über Mübeland, das wir bereits als Eisenwerk kennen gelernt haben, erhob sich einst die Raubburg Birkenfeld, von deren Stätte man einer guten Aussicht genießt; Mübeland selbst ist durch das Hüttenwerk und eine chemische Fabrik gegenwärtig zu einem wenig angenehmen Aufenthaltsorte geworden; trotzdem wird es noch immer außerordentlich besucht, namentlich wegen der in seiner unmittelbaren Nähe befindlichen Baumanns- und Bielschöhle. Die letzteren befinden sich

in schwärzlichem Marmor und sind reich an Tropfsteingebilden. Die am meisten besuchte Baumannshöhle soll von einem Bergmanne dieses Namens entdeckt worden sein, welcher sich, um Erz zu suchen, in dieselbe begab, aber vollständig dort verirrt, so daß er erst nach zwei Tagen und Nächten den Ausgang wieder fand und so entkräftet war, daß er nur noch seine Entdeckung mitteilen konnte, bevor er starb. In einer Höhe von 44 m über dem Thalgrunde öffnet sich ihr Eingang, sie läßt sich in einer Länge von 260 m durchwandern und ihre Hauptwölbung ist 10 m hoch. Das unablässig von der Kalksteinwölbung herabtröpfelnde Wasser vermehrt fortgesetzt die vorhandenen Tropfsteinbildungen, die nach ihren phantastischen Deutungen allerhand Namen („Meer“, „Orgelpfeifen“, „Altar“ u. s. w.) führen. Einzelne Räume werden durch bengalisches Licht höchst effektiv erleuchtet; doch ist durch dasselbe sowie durch den Dualm der Grubenlichter die Tropfsteinbekleidung der Wände stark geschwärzt und die Schönheit der Höhle stark beeinträchtigt worden. Die Bielschöhle ist später entdeckt worden, sie enthält fünfzehn fahrbare Abteilungen und bietet teilweise noch schönere Tropfsteinbildungen dar als die Baumannshöhle.

Wenn wir weiter an der Bode aufwärts wandern, so werden wir durch beschwerliche Pfade auf den Punkt, an welchem einst die Susenburg (Susannenburg) stand, geführt und gelangen weiterhin nach dem Orte Königshof, in dessen unmittelbarer Nähe wir durch eine restaurierte Warte an die ehemalige Königsburg Bodfeld erinnert werden. Hier, über dem Vereinigungspunkte der warmen und der kalten Bode, stand schon in früher Zeit in tiefer Waldeinsamkeit jenes Jagdschloß, auf welchem seit der Zeit der ersten sächsischen Kaiser vielfach die Herrscher unsres Vaterlandes residiert haben. Hier war es, wo Heinrich I. ernstlich erkrankte, um bald darauf in weniger rauher Umgebung, auf seiner Pfalz Memleben an der Unstrut, zu sterben (936). Nach ihm haben hier Otto I., II. und III. und Konrad II. residiert, und auch Heinrich III. finden wir auf dieser Burg, teils mit dem Weidwerke, teils mit wichtigen Regierungsangelegenheiten beschäftigt, als er plötzlich, der Sage nach infolge des übermäßigen Genusses von einer Hirschleber, erkrankt und in den Armen seines Gastes, des Papstes Viktor II., seinen Geist aushaucht. In Bodfeld war es auch, wo der streitbare Heinrich der Löwe vom Pferde stürzte und das Bein brach, als er im Begriffe stand, mit Kaiser Heinrich VI. zusammenzutreffen und die langwierige Fehde mit dem Hohenstaufen beizulegen. Das historisch so interessante Schloß war schon 1258 eine Ruine, und mit ihm kam das gleichnamige Dörflein in Verfall. — Wir haben uns bereits den Quellen des Bergstromes stark genähert, dessen wildromantisches Thal wir bei dem Dorfe Thale betreten haben.

Von den bei Königshof zusammenfließenden Quellbächen entleert die „warme Bode“ dem zwischen dem Königberge und der Achtermannshöhe gelegenen Teile des Brockenfeldes, um an dem hochgelegenen Städtchen Braunlage vorüber mit einem großen Bogen gegen Süden der „kalten Bode“ zuzueilen. An dieser entlang führt uns eine sehr benutzte Landstraße, welche von der Stadt Elbingerode herkommt und an dem früher erwähnten Notehütte und Mandelholz vorüber zu dem Dorfe Glend leitet. Noch von reichlichem Laub- und Nadelholze umgeben, macht der letzterwähnte Ort einen verhältnismäßig freundlichen Eindruck; aber in seiner Nähe beginnt bald wieder eine wilde

Bergnatur, die sich dann fortgesetzt steigert. In schäumenden Fällen rauscht in der Nähe der Straße die „kalte Bode“ abwärts, die Umgebung wird einsamer, der Wald vorherrschender. So gelangen wir zu dem stolberg-wernigerodischen Dorfe Schierke, dessen niedrige Holzhäuser nur zu sehr von der Armut seiner Bewohner zeugen. Das Thal der „kalten Bode“ ist inzwischen immer wilder geworden; unzählige große Granitblöcke liegen in ihrem Bett und umgeben dasselbe.



Mübeland.

Ja, nachdem wir das Dorf verlassen haben, um auf der gräßlich stolbergisch-wernigerodischen Straße noch eine Strecke weiter zu wandern, wird uns mehrfach das Gewässer durch kolossale Blöcke völlig verhüllt und wir hören nur sein geheimnisvolles Rauschen. Wenn wir die Brockenstraße verlassen, um uns auf einer andern Landstraße linkshin zu wenden, so werden wir ganz nahe an der Quelle des Flusses vorübergeführt, die sich südwestlich vom Brocken, am „Königsberge“, im Gebiete des sogenannten Brockenfeldes, befindet. Sie zeigt noch nicht jene Großartigkeit, welche das Gewässer schon bald in seinem Fortschreiten gewinnt und dann bis zu seinem Austritt aus dem Gebirge festhält.

Das Thyra- und Selkethal. Der Selkefluß, dessen lieblichem Thale wir uns zuwenden wollen, gehört von seiner Quelle an zu dem Unterharze. Häufig nähern sich die Touristen dem Selkethale von Süden her, etwa von Roßla, dem Hauptorte der Grafschaft Stolberg=Roßla, bis zu welchem die Halle=Kasseler Bahn von Osten oder Westen her führt. Nach einem einförmigen Wege von mehreren Stunden betritt man dann von Kottleberode aus das romantische Thal der Thyra, eines Zuflusses der Unstrut=Helme, und erreicht auf herrlichen schattigen Wegen in $1\frac{1}{4}$ Stunden die prachtvoll gelegene Residenzstadt des Grafen von Stolberg=Stolberg. Dieselbe ist in vier Thälern lang ausgestreckt und von den Bergen gewissermaßen eingepreßt, so daß man von einer der benachbarten Höhen, etwa dem Tiergarten, aus eines prächtigen Anblickes genießt. Die Häuser der Stadt sind zum Teil durch ihre uralten Holzkonstruktionen bemerkenswert; sie alle werden von dem gräflichen Residenzschlosse überragt, das im Jahre 1210 erbaut ist und wegen seiner bedeutenden Bibliothek sowie mehrerer Sammlungen, namentlich aber wegen seiner freundlichen Parkumgebungen Beachtung verdient. Auf dem weitem Wege pflegt man die etwa eine Stunde entfernte Höhe der bereits erwähnten Porphyrmasse des Auerberges (die „Josephshöhe“) zu besuchen, woselbst bis vor kurzem ein nach Schinkels Entwurf erbauter zierlicher Holzturm eine prächtige Rund- und Aussicht gewährte. Da dieser Bau im Jahre 1880 durch einen Blitzstrahl teilweise zerstört, aber noch nicht restauriert worden ist, hat dieser Umweg vorläufig keinen Zweck.

Man schlägt nun die Landstraße ein, welche nach dem anhaltischen Städtchen Harzgerode zu über ein höchst einförmiges Plateau hinführt, um in der Gegend von Neudorf sich links zu wenden; so betritt man bei der Silberhütte zuerst das Thal der Selke. Dieser Fluß hat seine Quellen etwa zwei bis drei Stunden weiter westlich zwischen dem großen braunschweigischen Dorfe Stiege und dem anhaltischen Städtchen Güntersberge, doch beginnt seine Umgebung erst an dem Punkte interessant zu werden, an welchem wir ihn erreichten. Die Silberhütte verarbeitet die silber-, blei- und zinkhaltigen Erze, welche in den unterharzer Gruben des Pfaffen- und Meisebergs gewonnen werden, und färbt durch ihre Abfälle das Wasser des Selkeflusses schmutziggrau. Dieser fließt anfangs noch in weiterem Thalgrunde mit sanften Rändern durch Wiesen dahin, allmählich aber werden die Thalgelände steiler und tragen dichteren Wald. So gelangen wir zu dem anmutigen Alexisbade. Wir begegnen am Eingange desselben der geschmackvollen, im Schweizerstile erbauten Villa der verwitweten Herzogin von Anhalt-Bernburg und sehen uns dann auf der mit schattigen Platanen bepflanzten Kurpromenade, welche von Bade- und Logierhäusern umgeben ist. Nachdem die starke Eisenquelle des Bades schon bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts chemisch untersucht worden war, wurde der verdiente Herzog Alexis von Anhalt-Bernburg seit 1810 der Schöpfer desselben, indem er für Logierhäuser, Badeeinrichtungen und Anlagen sorgte. Seitdem war Alexisbad eine Zeitlang stark besucht und verdiente seine schnell entstandene Berühmtheit mit Recht wegen seiner anmutigen Lage, reinen Luft und wirksamen Quellen.

Seitdem es dann aber (nach dem Aussterben des anhalt-berenburgischen Fürstenhauses) vernachlässigt und endlich in Privathände übergegangen ist, hat

es mehr und mehr an Besuch verloren. Zwar besitzt es noch jetzt Einrichtungen für Stahl-, Fichtennadel-, Sol-, Douche-, Brause- und Wellenbäder, Milch- und Molktenkur; doch entsprechen dieselben nur teilweise den Anforderungen der Neuzeit, und die Gasthäuser bieten nicht diejenige aufmerksame Bedienung, die man nach den herrschenden Preisverhältnissen erwarten dürfte. Wandern wir weiter das Sellkethal abwärts, so nähern wir uns dem Glanzpunkte desselben. Der Fluß wird zu unaufhörlichen Windungen gezwungen und läßt neben sich nicht viel Raum für Wohnstätten der Menschen und Wiesengründe.

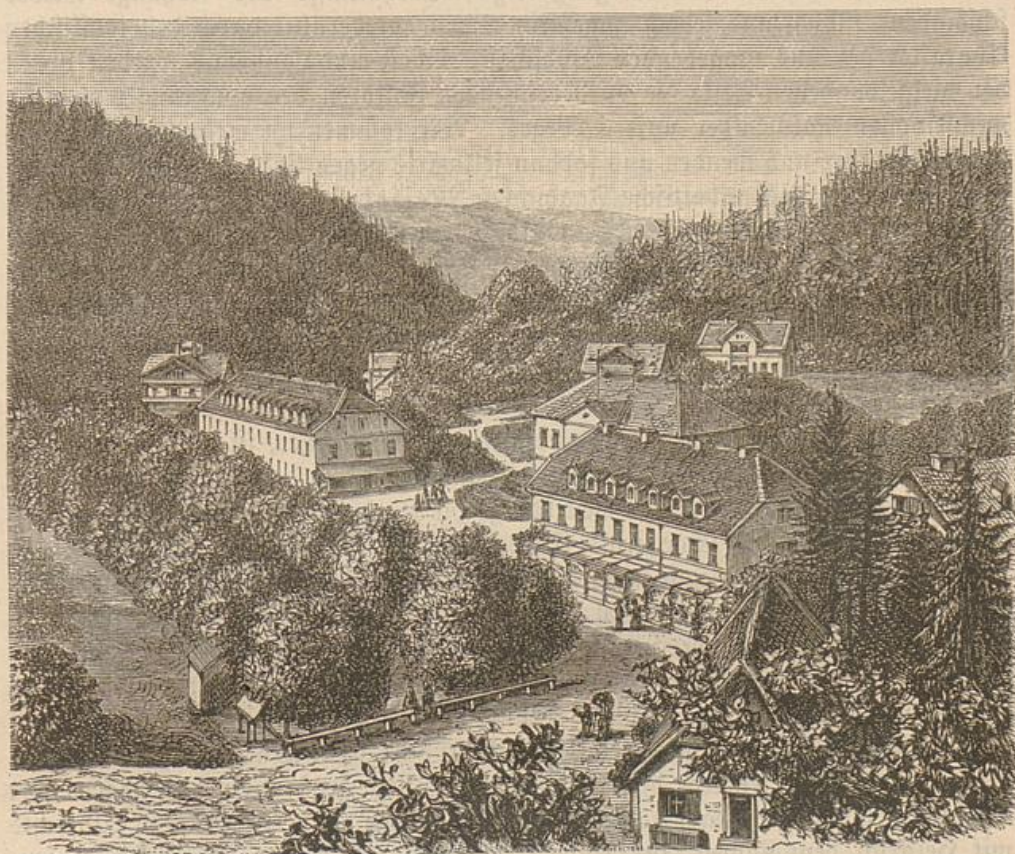


Eingang in die Baumannshöhle.

Die wohlgepflegte Landstraße begleitet seinen gewundenen Lauf, und über den Rändern des schmalen Thales steigen die jähren Felswände mit kühnen Zacken zum Himmel empor. Aber so gewaltig nach Mägdensprung zu auch die Felsbildungen wachsen, der Wanderer wird von ihnen keinen beängstigenden Eindruck gewinnen, da die Pflanzenwelt sie anmutig umkleidet. Schimmern doch die Felsen selbst da, wo sie am schroffsten aufragen, von dichter Moosbekleidung in goldgelbem Glanze; hin und wieder auch nicht von ihnen herab ein Busch der *Digitalis purpurea*; gewöhnlich aber umhüllt der üppigste Wald Klippen und Hänge mit einem lebensvollen Gewande, und auch die Straße wird von prächtigen Laubbäumen so gewaltig überschattet, daß der Wanderer selten von den Strahlen der Sonne belästigt wird. Von den bewaldeten Abhängen herab blickt hin und wieder ein Ruhe- oder Aussichtspunkt herab; auch gewundene Fußpfade werden

mehrfach sichtbar, welche für die Kurgäste vorsorglich geebnet sind; am Thalwege aber laden hier und da bei schattigen Punkten Bänke zur willkommenen Rast, und das befriedigte Auge gewahrt allenthalben noch die Pflege sorgsamer Menschenhände, wenngleich einst unter des Fürsten Alexis Walten der liebliche Thalgrund noch schöner gedieh. Die Klostermühle, welche wir passieren, jetzt eine Pension, erinnert uns an das ehemals sehr reiche und stattliche Kloster Hagenrode, dessen Trümmer fast gänzlich geschwunden sind; im weiteren Laufe des Weges gewahren wir auf jähem Felsen das eiserne Kreuz, das Prinz Friedrich von Preußen und dessen Gattin Luise gemeinsam ihrem Vater, dem Herzoge Alexis, in der Nähe der „Magdtrappe“ errichtet haben; und während wir durch die herrliche, parkartige Umgebung, über den Fluß hinweg, weiter wandern, tauchen die Hüttenwerke des Ortes Mägdesprung in größerer Thalweitung auf. Es ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß dieser Ort „einem Garten voll schattiger Lauben und Gänge“ vergleichbar sei, und auch die rauchenden Essen des Hüttenwerkes vermögen diesen beschaulichen Eindruck durch ihr Zeugnis von rühriger Industrie nicht zu verwischen. Nicht unerwähnt bleiben darf bei dieser Gelegenheit, daß die Kunstgießerei des Werkes, welches sich jetzt im Privatbesitze befindet, unter Leitung des Bildhauers Kureck sehr treffliche Werke hervorbringt und in ihrem Modellkabinett viele Sehenswürdigkeiten, in ihrem Verkaufslotale nicht minder zahlreiche Gegenstände, die einem begüterten Hause zur Zierde gereichen, ausstellt. Nicht weit von den Gebäuden des Hüttenwerkes erhebt sich ein fast 20 m hoher gußeiserner Obelisk, welchen der mehrfach erwähnte Herzog Alexis seinem um die Hüttenwerke des Unterharzes hoch verdienten Vater Friedrich Albrecht errichtet hat. — Steigen wir den Fußweg zu dem bereits erwähnten Felsen der Magdtrappe empor, so eröffnet sich uns eine wahrhaft bezaubernde Aussicht auf den waldumsäumten Thalgrund, der sich in gewaltiger Tiefe unter uns ausbreitet, und auf die Gebäude des gewerfleißigen Ortes in seiner Mitte, nicht minder auf den gewundenen Lauf des Gebirgsflüßchens und die scharfgeschnittenen Ränder der gegenüberliegenden Bergmassen. Wir sehen uns hier unstreitig an einem der hervorragendsten Punkte des Harzes, vielleicht an dem prächtigsten des Seltethales! Neben dem Kreuze des Herzogs Alexis sind auch die sagenhaften Fußstapfen sichtbar, welche Veranlassung zu dem Namen der Ortlichkeit gegeben haben. Die Sage weiß ihren Ursprung verschiedenartig zu deuten. Einst — so erzählt die eine Fassung derselben — hatte ein Hünenmädchen des Harzgebirges ein Liebesverhältnis mit einem jungen Hirten, aber ihre Eltern waren demselben zuwider und hielten sie fern von seiner Umarmung. Da geschah es eines Tages, daß das Mädchen bei einem Ausgange zu dieser Stelle kam und ausschauend drüben auf dem jenseitigen Thalrande seinen Geliebten gewahrte, welcher, über die lange Trennung betrübt, seiner Flöte wehmütige Töne entlockte. Da ward das Herz der Jungfrau von Sehnsucht ergriffen; sie achtete nicht der steilen Felsen und der ungeheuren Klust über dem rauschenden Flusse; kräftig setzte sie an, und siehe! der Sprung gelang. Glücklicher langte sie drüben an und ward von den Armen des Geliebten aufgefangen; die Spuren ihrer Füße aber drückten diesseits und jenseits sich tief in die Felsen ein; hier sind sie sichtbar geblieben. Abweichend lautet eine andre Fassung; nach derselben wagte die Jungfrau nur den Sprung in das Thal, als ihre Unschuld in der Verfolgung bedroht war.

Von Alexisbad oder Mägdesprung aus pflegt man den anfangs erwähnten Ramberg zu besuchen, welcher bekannter unter dem Namen Viktorshöhe ist, seitdem Herzog Alexis dort einen prächtigen Aussichtspunkt geschaffen hat. Der Ramberg (ca. 600 m hoch) liegt etwa in der Mitte zwischen den Glanzpunkten des Selke- und Bodethales und nimmt am Nordrande des Harzes eine so dominierende Stellung ein, daß sein Besuch lohnender ist als der mancher höheren Berge des Gebirgsinnern.



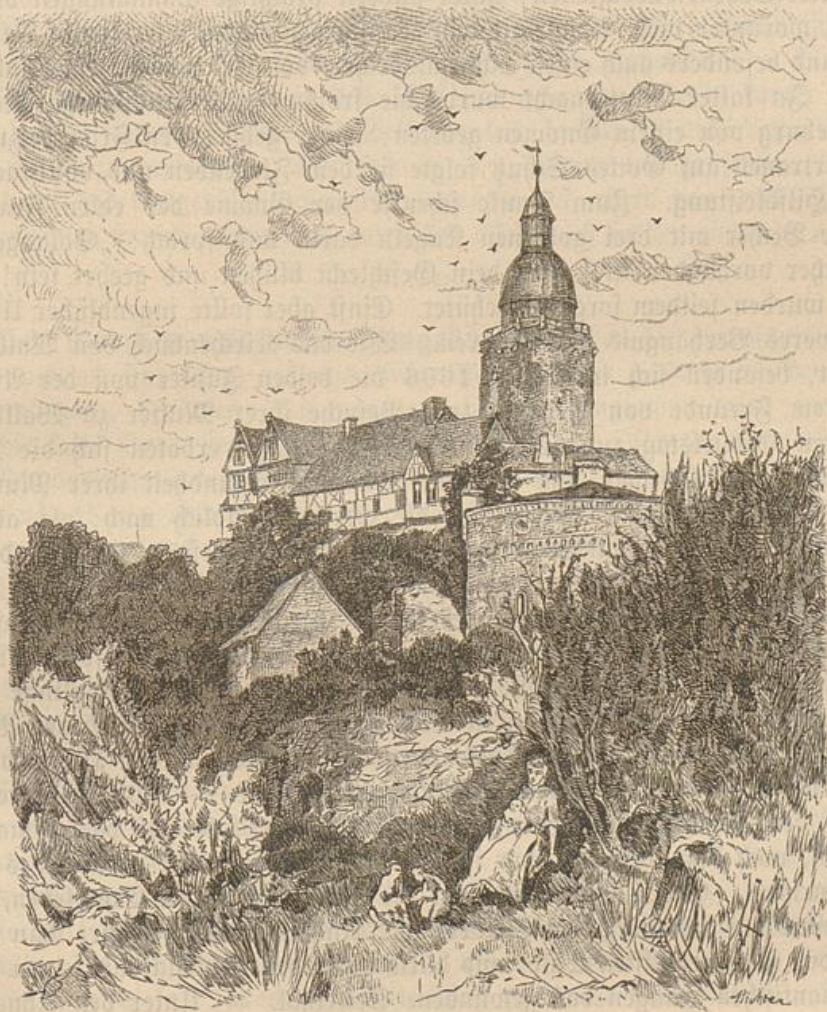
Alexisbad.

Gute Fahrstraßen und wohlgepflegte Fußpfade führen durch herrliche wildreiche Waldungen aufwärts zu dem einförmigen Forsthaufe, in dessen Nähe Herzog Alexis einen 22 m hohen Holzturm errichtet hat, welcher sich auf 104 Stufen bequem ersteigen läßt. Die Aussicht zeigt zunächst die waldige Umgebung des Berges, dann gegen Süden in weiterer Ferne das Plateau des Unterharzes mit seinen Ortschaften, Feldern und Wäldern in hunderter Abwechslung, und noch ferner die Josephshöhe und selbst die sanften Höhen des ruinegekrönten Kyffhäusers. Nach Süden, Osten und Westen hin übersieht man eine so wenig gewölbte Fläche, daß man über seinen Standort getäuscht wird und nicht glaubt, auf einem Gebirge zu stehen; denn von den tiefen Einschnitten des Selke- und Bodethales kann man trotz der Nähe derselben fast gar nichts gewahren. Die Schlösser des Meiseberges und der Falkenstein, welche von Osten herüberwinken, lassen von unserm Aussichtspunkte nicht die

Höhe ahnen, mit welcher sie sich über dem Seltethale erheben. Erst wenn man die Blicke nordwärts wendet, erkennt man die steilen Abfälle des Gebirges und jenseit derselben die weite Ebene, mehrfach unterbrochen durch die Vorberge des Harzes. Hier liegt höchst malerisch das schöne Quecklinburg mit seinem Schlosse und seinen vielen Thürmen, weiter links das ausgedehntere Halberstadt und noch weiter zur Linken Blankenburg mit seinem hohen Schlosse.

Wenn wir nun von Mägdesprung aus das Seltethal weiter abwärts wandern, so sehen wir die großartigen Verhältnisse der Abhänge wieder schwinden, fühlen uns jedoch ungemein angenehm berührt durch den idyllischen Charakter der uns umgebenden Landschaft. Wiese und Laubwald werden neben der vielgewundenen Selke die vorherrschenden Faktoren der noch immer ziemlich wechselvollen Naturbilder unsres Weges. Wir kommen an mehreren Hammerwerken vorüber und wenden uns sodann seitwärts gegen links, um nach halbstündiger Steigung das anhaltische Jagdschloß Meiseberg zu erreichen. Dasselbe ist interessant durch eine schöne Sammlung von Hirschgeweihen und durch wertvolle Jagdbilder (Kupferstiche); von der Höhe hat man auch eine anmutige Aussicht auf das Thal. Von dem Meiseberge steigt man in einer Viertelstunde abwärts zu der Seltmühle, welche jetzt Försterei ist. Neben derselben erinnert der Gasthof „Zur Burg Anhalt“ an eine historische Stätte, welche sich auf der andern Thalseite befindet und nach halbstündigem Aufsteigen erreicht werden kann. Diese Burg, der Stammsitz der Anhaltiner, ist gegenwärtig nur noch in kaum nennenswerten Resten vorhanden. Von den Wohnräumen sieht man nichts mehr, dagegen sind neuerdings die Ringmauern wieder ausgegraben und gereinigt worden. Eine uralte Eiche ist an dieser Stelle mit einer 53 Stufen zählenden Wendeltreppe und nahe der Krone mit einem Altare versehen worden; doch gelangt man leider nicht zu einem lohnenden Ausblick, da derselbe durch die Wipfel der Bäume beeinträchtigt wird. Trotzdem ist dieser Ort für den Forscher und Freund unsrer nationalen Geschichte hochbedeutsam. Die Burg soll bereits von Otto dem Reichen erbaut worden sein, verdankt aber wohl erst dem berühmten Nachkommen desselben, Albrecht dem Bären, ihr Entstehen. Sicher ist es, daß letzterer diesem festen Wohnsitz große Sorgfalt zugewendet und auf demselben vielfach gewohnt hat. Im dem schweren Kampfe Albrechts mit Heinrich dem Löwen, in welchem jener, als Anhänger des Hohenstaufenkaisers Konrad III., an Stelle Heinrichs Herzog von Sachsen zu werden hoffte, wurde die Burg zerstört, aber später wieder von Albrecht aufgebaut. Wir werden also auf dieser Stätte an eine der bedeutsamsten Episoden der mittelalterlichen Geschichte erinnert, zugleich an eine Persönlichkeit, welche den Grund zu demjenigen Staatswesen gelegt hat, das nach jahrhundertelanger Entwicklung sich zu dem neuen deutschen Kaiserreiche ausgestalten sollte. — In dem weiteren Verlaufe des Seltethales ist die Gegend am Falkenstein die besuchenswerteste. Die Abhänge sind hier wieder etwas steiler und, wie anderwärts, mit dichten Wäldern bedeckt. Auf dem Wege läßt sich die „Tidianshöhle“, welche sich hoch oben auf der linken Thalwand befindet, besuchen. Der glitzernde Boden derselben ist wahrscheinlich Veranlassung zu der Sage, nach welcher Tidian, der Hirt des Grafen von Falkenstein, weil er die Zauberblume gefunden, von der die Sage vielfach erzählt, in den Besitz großer Schätze gelangte, aber durch seinen ungetreuen Herrn geblendet und vom Felsen hinabgestürzt

wurde. Von dieser Höhle gelangt man leicht zu dem gräßlichen Jagdhäuschen „Seltensicht“, das eine köstliche Aussicht auf den Falkenstein eröffnet, und wird später zur „Eckartsklippe“ geleitet, bei welcher der Dichter des „Messias“ einst besonders gern weilte, als er beim damaligen Besitzer des Falkensteins zum Besuche war. Will man das Schloß Falkenstein vom Thale aus besuchen, so wird man in mäßiger Steigung durch dichten Wald in einer halben Stunde aufwärts geführt.



Schloß Falkenstein im Seltethale.

Das Schloß kommt urkundlich schon 1118 als kaiserliche Burg vor und ist bereits 1152 Sitz eines Rittergeschlechtes, das sich nach ihr nennt. Nach mancherlei Wechselfällen kamen 1437 die Freiherren von der Alffenburg in den Besitz der Burg, um sie seitdem zu behalten. Bemerkenswert ist es, daß hier von 1215—1218 Eppo von Reppau das alte deutsche Rechtsbuch, den „Sachsenspiegel“, verfaßte. In der Reformationszeit schlossen sich die Alffeburger der neuen Lehre an und erhielten den Besuch Luthers. Als während des Dreißigjährigen Krieges sowohl die Schweden als auch die

Kaiserlichen die Burg in Anspruch nahmen, wagte es Bussò von der Affeburg, dieselbe mit 30 Mann gegen beide zu verteidigen und blieb wirklich ihr unbestrittener Besitzer. Im November 1843 beherbergte die mehrfach restaurierte Burg die Könige Friedrich Wilhelm IV., Friedrich August von Sachsen und Ernst August von Hannover nebst dem Prinzen von Preußen (jetzigem Kaiser) und Prinzen Karl von Preußen; zur Erinnerung an diesen Besuch sind die Autographen der Fürsten vorhanden. Auch sonst enthält die alte Burg noch mancherlei Sehenswürdigkeiten, unter andern prächtige Sammlungen von Geweißen, worunter viele Abnormitäten, Kunstgegenstände, interessante Familienbilder und besonders auch einen Schicksalsbecher, von welchem die Sage folgendes erzählt: In kalter Winternacht wurde die fromme und mildthätige Frau von der Affeburg von einem Gnomen gebeten, seiner gebärenden Frau beizustehen. Im Vertrauen auf Gottes Schutz folgte sie dem Flehenden und vollbrachte die nötige Hilfsleistung. Zum Danke schenkte der Gnome der edlen Frau drei gläserne Becher mit drei goldenen Kugeln darin und sprach: „Solange einer der Becher vorhanden ist, wird dein Geschlecht blühen und geehrt sein!“ Die Becher wurden seitdem sorgsam behütet. Einst aber sollte jugendlicher Übermut ein schweres Verhängnis herbeiführen. Wie das Kirchenbuch von Wallhausen berichtet, befanden sich im Jahre 1696 die beiden Junker von der Affeburg mit ihrem Freunde von Werther zum Besuche ihrer Mutter zu Wallhausen, um deren Geburtstag zu feiern. Von Wein erhitzt, erbaten sich die Junker jene drei Schicksalsbecher, um mit denselben die Gesundheit ihrer Mutter zu trinken. Nach langem Sträuben gab die Edelfrau endlich nach; als aber die drei Junker die gefüllten Becher aneinander klingen ließen, zerbrach der des älteren Affeburgers in Scherben. Alle waren von Schrecken betäubt, der Junker von Werther erholte sich zuerst, rief seinen Knecht und ließ seine Kofse anspannen. Die Affeburger begleiteten ihn trotz der Bitten ihrer besorgten Mutter nach Brücken zu; doch die Kofse gingen durch und alle drei Jünglinge fanden in der angeschwollenen Helme ihren Tod. Von den übrig gebliebenen Bechern findet sich noch einer auf der Falkenburg, der andre auf der Hinnenburg in Westfalen; sie sind von starkem gelblichgrünen Glase. — Von mehreren Gemächern des Schlosses aus genießt man prächtiger Blicke auf das romantische Sellkethal, noch bezaubernder aber ist die Aussicht von dem Balkon des hohen Schloßturmes. Gegen Nordosten liegt die weite Ebene mit Ermleben, gegen Nordwesten der Ramberg mit Viktorshöhe; ringsum aber gewahrt man allenthalben den wundervollsten Wald, und durch denselben zieht sich mit seinen steilen, hochromantischen Hängen das gewundene Sellkethal. — Unter den Ahnenbildnissen der Affeburger befindet sich auch dasjenige des Ritters, welcher die Pfarrerstochter zu Pansfelde, eine Jugendgespielin des Dichters Bürger, verführte, wodurch der letztere zu dem Gedichte „Die Pfarrerstochter zu Taubenhain“ angeregt wurde. Pansfelde, wie auch Wolmerswende, der Geburtsort Bürger's, liegen in der Nähe.

Die herrlichen Wälder des Sellkethales sind mit zahlreichen Hirschen, Rehen und Wildschweinen erfüllt, deren Pflege sich die Grafen von der Affeburg, welche die Stellung preußischer Hofsägermeister bekleiden, ebenso wie die Herzöge von Anhalt, ernstlich angelegen sein lassen. Zu jeder Jahreszeit kann hier der Liebhaber von Wildbret dasselbe auf seiner Tafel haben, mag dasselbe auch

mehrfach nicht aus rechtlichen Händen, sondern von Wilddieben stammen; die letzteren sind nämlich, wie sich denken läßt, ziemlich zahlreich vorhanden. — Weniger günstig als mit dem Wildstand verhält es sich mit den Bewohnern der Harzflüßchen, namentlich der Selke. Die herrliche Forelle, welche über die Felsblöcke hinweg die Flüsse aufwärts zu tanzen vermag, hat in den letzteren sehr abgenommen, so daß der Tourist, welcher sein Mahl durch dieselbe zu würzen wünscht, teure Preise zu zahlen hat. Günstiger steht die Sache da, wo, wie an mehreren Punkten des Bodethales (Altenbrak u. s. w.), erfolgreiche Versuche, die Forelle künstlich zu züchten, gemacht werden. Verhältnismäßig zahlreicher sind die kleinen Schmerle in Selke und Bode vorhanden. — Wenn wir vom Falkenstein herabsteigen in das Thal, so gelangen wir in kurzer Zeit an das Ende des schönsten Theiles des Selkegrundes, so daß es nicht nötig ist, denselben weiter zu verfolgen. Nur wer in dem Garten des gräßlichen Schlosses Meißdorf das vielgerühmte Kunstwerk von Kureck, einen von zwei Hunden zu Tode gehezten Hirsch, sehen will, wird den Weg noch weiter abwärts wandern.

Der Brocken und seine Umgebung. Über die imposante Gruppe des Brockens sind schon anfangs einige Bemerkungen gemacht worden, welche der Ergänzung bedürfen: Die eigentliche Brockengruppe wird im Süden durch die kalte Bode, im Westen durch die Ecker, im Osten durch die Ilse von ihren Nachbarinnen getrennt, so daß zu ihr nur die Heinrichshöhe (1037 m), der Königsberg oder kleine Brocken (1029 m) mit den Hirschhörnern und der Meinekenberg gehört. Im weiteren Umkreise der Gruppe lagern sich gegen Norden der Scharfenstein (688 m) und Sandthalskopf, gegen Nordosten der Gebbersberg (650 m) und die Umfassungen des Ilsethales (der Kennedenberg, 935 m, der Erdbeerkopf, 845 m, und Barenberg, 682 m), gegen Süden der kleine und der große Winterberg (902 m), der Wurmberg (970 m) und die Achtermannshöhe (924 m), gegen Westen der schwarze Tanzenberg (877 m), der Duitschenberg und die Abbensteinklippe (770 m).

Der Brocken, dessen Name sehr verschiedene, zum Teil recht spaßhafte Ableitungen erfahren hat,*) war während des ganzen Mittelalters wohlbekannt, wie sich aus Urkunden ergibt, doch wurde er nicht besucht. Als einer der ersten Brockenbesucher erscheint der Botaniker Joh. Thalius (1583); bald nach ihm besuchte Herzog Heinrich Julius von Braunschweig den Berg mit seiner jungen Gemahlin, um derselben auf einen Blick einen großen Teil seines Landes zu zeigen; der zu diesem Zwecke gebahnte Weg verwuchs bald wieder. Von den vornehmen Besuchern der spätern Zeit sind Fürst Friedrich von Anhalt-Bernburg nebst mehreren Verwandten (1649), Zar Peter der Große (1697) und namentlich auch Goethe (1777, 1783 und 1784) zu erwähnen. Die ersten Fahrwege zum Brocken sind dem Grafen Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode zu verdanken; dieselben führten von Ilseburg und Wernigerode hinauf. Seitdem ist der Besuch unausgesetzt gewachsen; gegenwärtig mag er nicht jährlich unter 20 000 betragen. — Der bequemste und lohnendste Weg ist wohl der, welcher

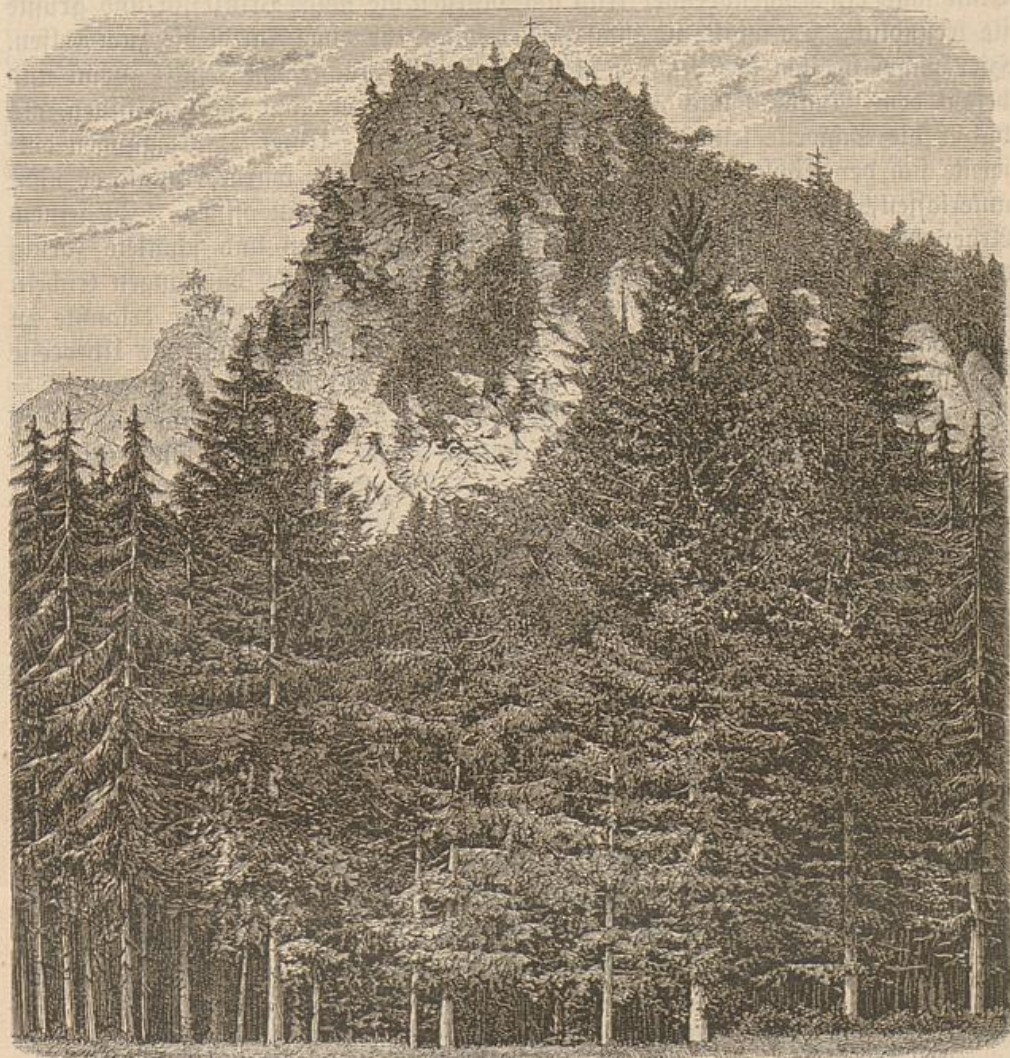
*) Zuletzt auch von den auf dem Gipfel zerstreut liegenden Felsstücken („Brocken“), oder von „Bräk, Bräken“, d. h. untaugliches Holz, schwer zugängliches Dickicht.

von Ilseburg seinen Ausgang nimmt. Der Marktflecken Ilseburg selbst liegt am Ausgange des Ilseflüßchens aus seinem hochromantischen Thale und genießt nicht mit Unrecht eines bedeutenden Rufes wegen der gräflich-stolberg-wernigerodischen Eisenhüttenwerke, die ebenso Bedeutendes in rohen Fabrikaten wie im Kunstgusse leisten. Auf einem Felsenvorsprunge über dem Orte erhebt sich die ehemals kaiserliche Burg, welche aus der Zeit König Heinrichs I. herühren mag, längere Zeit Sitz von Benediktinermönchen war und 1572 den Grafen von Stolberg-Wernigerode zufiel; dieselben machten sie seitdem zu einer Residenz. Das ehemalige Benediktinerkloster ist neuerdings im alten Stile restauriert worden und enthält eine interessante Altertumsammlung, die dem Grafen Botho von Stolberg-Wernigerode verdankt wird. Daneben steht das neue Schloß, der „Bothobau“; ein prächtiger Schloßgarten umgibt das Ganze. Nicht unerwähnt wollen wir es bei dieser Gelegenheit lassen, daß in dem nahen Dorfe Drübeck sich eine mehr als tausendjährige, in byzantinischem Stile gebaute Klosterkirche wohlerhalten vorfindet, welche höchst sehenswert ist; das dortige Kloster dient gegenwärtig evangelischen Stiftsdamen zum Wohnsitz. —

Doch wandern wir nun von Ilseburg aus zum Brocken hinauf. Kaum haben wir den Ort hinter uns gelassen, so öffnet sich uns das wunderbare Thal, das sich nach dem Ilseflüßchen nennt. Bis zu dem Flecken heran ist das letztere von dunklem Hochwalde umsäumt, der die immer steiler aufsteigenden Thalränder emporklettern. Das Gewässer der Ilse stürzt mit anmutigem Rauschen abwärts und belebt die Waldeseinsamkeit. Durch den hochromantischen Grund führt uns eine prachtvolle Landstraße langsam empor, anfangs noch begleitet durch Stätten des Gewerbleißes und einsame Ansiedelungen; da sehen wir plötzlich zur Linken über dem schäumenden Flüßchen einen gewaltigen Granitfelsen jäh emporsteigen — es ist der Ilsestein. Derselbe erhebt sich 436 m über Meer, etwa 75 m über dem Thalgrunde und läßt sich auf einem Fußpfade ersteigen. Seit 1814 trägt der Fels ein eisernes Kreuz, welches Graf Anton von Stolberg-Wernigerode seinen im Freiheitskriege gefallenen Gefährten errichtet hat. Von der Höhe genießt man eines schönen Blickes in das Waldthal. Übrigens läßt sich auf dem Ilsestein, wie auch sonst auf einzelnen Granitspitzen des Brockens eine noch nicht recht erklärte Abweichung der Magnetnadel beobachten.

Wandern wir von dem Ilsestein weiter, so werden wir noch durch mehrere schöne Wasserfälle des Flüßchens erfreut und dabei an reizende Sagen erinnert, die von der „Prinzessin Ilse“ erzählen. — Als die Sündflut sich über die Erde ergoß — so berichtet die ältere Sage — suchten zwei Liebende flüchtigen Fußes Rettung auf dem Brocken, während die Wogen ihnen folgten. Ehe sie aber den Gipfel des Berges erreichten und ermattet von der Anstrengung auf einem Felsengipfel rasteten, spaltete sich derselbe und wollte sie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling, und, sich umschlingend, stürzten sie miteinander in die Tiefe. Die Jungfrau hieß Ilse, und von ihr erhielt der Felsen, der unter ihnen zusammenbrach, den Namen „Ilsestein“. — Eine jüngere Sage berichtet: Vor vielen tausend Jahren bildete der Ilsestein und die gegenüberliegende Westerklippe zusammen einen großen Berg, auf dem ein großes, herrliches Königsschloß stand. Dort wohnte der König Ilse mit seinem wunderlieblichen Töchterlein Ilse. Unten aber bei Ilseburg hauste eine alte Zauberin mit ihrer grundhäßlichen,

rothhaarigen Tochter Trute. Da kam einst der schöne Ritter Rolf des Weges daher; und als er in das Zauberrevier der Hexe gelangte, hat Trute, von heftiger Liebe zu ihm entflammt, ihre Mutter, daß sie ihn behexte und dadurch an sie fesselte. Das gelang auch wirklich, aber nach einiger Zeit verloren die Zaubermittel ihre Kraft und der Jüngling riß sich los, um weiter aufwärts zu wandern.



Der Eisenstein im Isertal.

So kam er vor König Isungs Schloß und ward dort von heißer Liebe zur schönen Ilse ergriffen. Auch diese fühlte warm für Rolf, und König Isung verlobte sie miteinander. Da ergrimten die böse Zauberin und ihre Tochter und sannten auf Rache. In der Walpurgisnacht bewirkten sie mit des Satans Beistand, daß eine ungeheure Wasserflut vom Brocken hernieder kam, welche den Felsenberg unterwühlte, auf welchem König Isungs Burg stand. Derselbe barst mitten entzwei und das Schloß versank mit Isung und dem Ritter Rolf in der Flut; nur Ilse vermochte sich auf den Gipfel zu retten, wo jetzt das Kreuz steht. Seitdem wandert die Prinzessin, von Liebeschmerz getrieben, umher, den ertrunkenen Geliebten zu suchen. Wer die rechten Blumen zum

Strauße zu winden und der Prinzessin am Maitag um Mitternacht zum Eisenstein emporzubringen vermag, der erlöst sie und wird unermesslich reich; wer aber am Tage im Walde umherschleicht und die Prinzessin überrascht, wenn sie sich in dem silberklaren Bergflusse badet, den verwandelt sie zur Strafe in alte zottige Tannen, wie dergleichen rings um das rauschende Gewässer stehen. — Einst fand ein Kohlenbrenner früh am Morgen die holde Prinzessin und grüßte sie freundlich. Da winkte sie ihm und er folgte ihr ohne Furcht bis zum Felsen. Hier nahm sie ihm den Kranz ab, ging hinein, brachte ihn gefüllt zurück und befahl dem Manne, damit nach Hause zu gehen, aber nicht eher zu öffnen, als bis er die Schwelle seiner Hütte überschritten hätte. Unter Danksgagungen entfernte sich der Köhler; doch da ihm der Kranz schwer wurde, konnte er nicht unterlassen, ihn abzunehmen und dem Gebote zuwider zu öffnen. Zu seinem Arger bemerkte er nichts als Eicheln und Tannenzapfen und schüttete zornig den Inhalt von der Brücke in den Bergfluß hinab. Siehe, da klangen Eicheln und Tannenzapfen auf den Steinen wie Metall, und der Köhler erkannte zu spät, daß er Gold verschüttet hatte. Sorgfältig bewahrte er nun die Überreste in den Ecken des Kranzes — und wurde durch dieselben noch reich genug.

Wandern wir von dem Eisenstein weiter, so führt uns die bequeme Landstraße bis zum letzten Viertel des Aufweges durch Wald hin, und wir sehen uns lange Zeit immer in der Nähe des Bergflusses, dessen Kristallfluten an uns vorübertanzen. Nachdem wir eine Stunde lang von Eisenburg aus gewandert sind, erreichen wir, indem wir den Fluß gegen links überschreiten, die Ilsefälle. Es sind nur mehrere Kaskaden, die sich aneinander anschließen; aber sie machen auch auf Wanderer, welche weit größere Wasserstürze geschaut haben, den angenehmsten Eindruck. Eingerahmt von dem herrlichsten Walde, sehen wir die silberhelle Flut, einem schneeweißen Schwane gleich, abwärts rauschen. Hier und da treten gewaltige Granitblöcke hemmend in den Weg, doch die Schwanenjungfrau weiß diese Hindernisse zu umgehen und an ihnen vorüber ihre Bahn zur Ebene hinab zu wandeln. — Durch den Wald hin, welchen unser Weg kreuzt, sehen wir allenthalben Trümmer von Granitmassen verbreitet, oft so groß und zahlreich, daß die bescheidene Fichte kaum die dürftigste Nahrung findet und nur mühsam ihre Wurzeln zu befestigen vermag. Oft sehen wir diesen Nadelbaum auf der Höhe eines Steinblockes stehen, der fast völlig der nährenden Erdschicht entbehrt, und doch lebt er und entwickelt sich weiter; aber freilich nur niedrig ist sein Wuchs, krüppelhaft und kümmerlich sein Aussehen. Je höher wir steigen, desto spärlicher gestaltet sich selbst da, wo die Granitscherben vereinzelter auftreten, die Waldvegetation; nur am Boden kriechendes Knüppelholz findet sich noch, dazwischen, wie in dem üppigeren Walde der tieferen Abhänge, Heidel- und Preiselbeerstauden, Brombeer- und Himbeerranken, Ericen, Anemonen und dürftige Bergpflanzen. — Noch höher gelangen wir in eine Zone oder Moorflächen, welche mit trügerischen Moosdecken überzogen sind und dem Fuße des Wanderers keinen Halt gewähren.*) Mehrfach sehen wir aus ihnen auch Granitbrocken hervorragen. Es ist eine Gegend, welche für den Unkundigen oder für den im Nebel oder in der Nachtdämmerung

*) Die ausgedehntesten dieser Moorflächen finden sich im Süden des Brockens, nach Oderbrück zu, in dem 10 km langen und 6 km breiten Brockenfelde.

verirrten Wanderer große Gefahren bietet, insofern aber für das Flachland die größte Wichtigkeit hat, als sie die Feuchtigkeit der über dem Gipfel lagernden Wolken anzieht und in zahlreichen Bächen und Fließchen abwärts sendet. — Endlich stehen wir vor dem letzten Abschnitte unsres Weges, wir haben noch den Scheitel des Berges zu erklimmen. Derselbe ist ganz vom Walde entblößt; nur Granittrümmer bedecken ihn nach allen Richtungen hin, dazwischen finden sich niedere Gräser, alpine Kräuter und Moose mit spärlichem Wachstum. Vielsach tritt dasjenige Gestein, welches das eigentliche Knochengeriüst des Berges ausmacht (Granit), wie es uns schon in Brocken und Scherben bei unserm Aufsteigen entgegen getreten ist, auch in größeren Massen aus der umhüllenden Vegetation hervor.

Das Klima des Brockengipfels ist im allgemeinen, selbst im Sommer, ein recht rauhes, seine mittlere Sommer- und Wintertemperatur (+23,7° C.; —27,5° C.) kommt der von Hernösand in Norrland gleich. Besonders hat man auf dem Brockengipfel außerordentlich von den Winden zu leiden. Die heftigsten derselben sind Westsüdwest, West, Westnordwest, Nordwest und namentlich Südwest. Der letztere ist der größte Feind des Brockens, indem er während des Winters orkanartig auftritt, ungeheure Schnee- und Eismassen aus den Thälern herbeitreibt und in langen und hohen Massen über die Scheitelfläche hin bald hier, bald dort aufschichtet. Dabei werden unter Umständen Balken und dicke Bohlen mehrere hundert Schritte weit fortgeschleudert und mehrmals gebrochen. Unter solchen Umständen kann sich auch Baumwuchs nicht entwickeln, und fortgesetzt wird an den Wohnstätten des Gipfels bedeutender Schaden angerichtet. Da nur höchst wenig windstille Tage auf dem Brocken vorkommen (etwa zwanzig im Jahre) und ein jäher Wechsel der Temperatur eintritt, so ist jedem, der den Brocken ersteigen will, selbst bei anscheinend ganz sicherem und warmem Wetter, anzuraten, daß er sich mit schützenden Gewändern versieht. Oft bringt der Juni, Juli und September Schneeschauer, und dieselben gehören bis tief in den Mai hinein nicht zu den Seltenheiten. Von den Winden pflegt der Südwest Regen, Schnee und Nebel für längere Zeit zu bringen, der Nordwest kalte und rauhe Nebel, die sich aber vielsach zwischen 9 und 10 Uhr zerteilen oder niederfallen, so daß schönes Wetter eintritt. Noch günstiger sind die Winde von Ostnordost, Ost, Ostsüdost, Südost und Südsüdost, da ihnen meist schönes Wetter folgt. Beim Windwechsel entstehen ganz plötzlich Nebel; dann sagen die Thalleute: „Auf dem Brocken wird gebrant“, oder: „der Brocken hat eine Mütze auf“, und erwarten alsdann mit Recht schlechtes Wetter. Bei Regen und Schnee ist vorherrschend Nebel, und zwar häufig so dick, daß man am Tage kaum drei bis vier Schritte weit sehen kann. Selbst im Sommer sind die Abende, Nächte und Morgen so kühl, daß man im Hause fast immer heizen muß.

Dieses rauhe Klima veranlaßte die bereits erwähnte spärliche Vegetation des Brockengipfels, ganz besonders aber ist es auch der Grund, daß die Flora manche Seltenheiten darbietet, die tieferen und milderer Gegenden unsres Vaterlandes abgehen. Zu ihnen gehören die *Pulsatilla alpina* (Brockenblume, Hexenbesen), *Hieracium alpinum* (Habichtskraut), *Lycopodium alpinum* (Hexenkraut), *Veronica alpina* (Chrenpreis) u. s. w. Diese und ähnliche Gebirgsblumen pflegen dem Touristen beim Abschiede zum „Brockenstrauße“ zusammengefügt zu werden.

Die meisten Wanderer, welche den mühsamen Weg zum Brocken empor-
 klimmen, suchen auf demselben eine schöne Aussicht. Dieselbe kann ja bei der
 Höhe des Berges und der Entfernung desselben von der Ebene kein anmutiges
 Panorama gewähren, wie es von niedrigeren Bergen auf wohl angebaute und
 stark bevölkerte Gegenden genossen wird; es wird vielmehr nur eine Fernsicht
 in Betracht kommen können, bei welcher eine weithin reichende Landschaft sich
 gleich einer Landkarte dem Auge darbietet. Von dem steinernen Aussichtsturme,
 der etwa 17 m hoch ist, kann bei ganz klarem Wetter ein Umkreis von 830 □ Meilen
 mit 89 Städten und 668 Dörfern überblickt werden; derselbe reicht von dem
 Rhöngebirge bis zu den Höhen von Brandenburg, von den Wesergebirgen bis
 zu den Erhebungen in der Nähe von Leipzig. Natürlich überschaut man zunächst
 das ganze Gebirge mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern, Dörfern und
 Städten, sodann in weiterem Umkreise viele fernere Punkte: von Nord gegen
 Ost unter andern Wolfenbüttel, Braunschweig, Osterwieck, Schöppenstedt und den
 Elm, Ilsenburg, Schöningen und Gardelegen, Oschersleben und Magdeburg,
 Wernigerode und Halberstadt, den Regenstein, Quedlinburg und den Fläming;
 von Ost gegen Süd hin Elbingerode und Ballenstedt, Victorshöhe, Harzgerode
 und das Erzgebirge, den Auerberg und Kyffhäuser, Jena und den Ettersberg,
 Benneckenstein, den Pöffen bei Sondershausen, Erfurt und Gotha, sowie die
 Hauptberge des Thüringer Waldes (Schneekopf und Inselberg); die Wartburg
 und die Berge des Rhöngebirges, den Meißner und Kaufunger Wald, den Göt-
 tinger Wald und die Wilhelmshöhe bei Kassel, den Habichtswald, Reinhardswald
 und Solling. Von West nach Nord erscheint besonders deutlich Klauenthal-Zeller-
 feld, dann die Weserkette, Hildesheim, Hannover, Harzburg mit dem Burgberge,
 Bienenburg und selbst am Saume des Horizontes die Lüneburger Heide. Die
 Thäler des Harzes, welche so tief in die Plateaumasse einschneiden, erscheinen
 von unserm Aussichtspunkte nur als schwache Einfurchungen durch ihre oberen
 Bänder angedeutet und lassen durchaus nicht die Großartigkeit ahnen, durch die
 sie fast sämtlich ausgezeichnet sind. — Leider gehört selbst für den helläugigen
 und mit guten Ferngläsern bewaffneten Brockenwanderer die angedeutete Rund-
 sicht zu den allergrößten Seltenheiten; ja, selbst eine weit reduzierte Fernsicht
 kann nur von wenigen Glücklichen genossen werden, da, wie ja bereits vorher
 angedeutet, die Nebel und Wolken gewöhnlich die ferneren Punkte, wenn nicht
 sogar den Gipfel des Berges selbst, umhüllen. Daher ist denn auch das Brockenbuch
 mit Klagen solcher Wanderer erfüllt, die nach mühsamer Wanderung von dem
 Berge aus nichts oder wenig gesehen haben. Selten werden sich Glückliche finden,
 die, wie der Verfasser, auf einen achtmaligen Besuch sechsmal eine leidlich gute,
 teilweise sogar ausgezeichnete Fernsicht fanden. Trotzdem nun aber die Rund-
 schau von dem Harzriesen so selten den Wünschen und Erwartungen der Besucher
 entspricht, so lohnt doch eine Besteigung desselben in der bessern Jahreszeit fast
 immer. Schon der ganz eigenartige Charakter der Bergmasse, welchen wir im
 Aufsteigen geschildert haben, entschädigt die Mühe der Wanderung in vollem
 Maße, selbst wenn beim Eintreffen im Brockenhause träge Nebel sich senken
 sollten. Und gerade auch in diesem Falle fehlt es nicht an Gelegenheit, durch
 eigenartige, oft sogar wahrhaft großartige atmosphärische Phänomene für die
 verschlossene Fernsicht entschädigt zu werden. Ein prächtiger Sonnenaufgang ist
 verhältnismäßig selten, wohl aber bietet sich dem Naturfreunde vielfach, und

zwar oft recht unerwartet, ein an Farbeffekten reicher Sonnenuntergang dar. Mancher Beobachter hat das Panorama einer vom Vollmond überstrahlten hellen Sommernacht fast noch schöner gefunden. Oft, wenn der von der Wanderung des vorigen Tages ermüdete Wanderer schon vor Morgendämmerung sein Lager verlassen und traurig über das Ausbleiben des ersehnten Schauspiels der aufgehenden Sonne auf dem Aussichtspunkte gestanden hat, ist ihm eine angenehme Entschädigung dadurch geworden, daß sich die dichten Nebel, einem Milchmeere gleich, auf die Erde niederdrückten und über diesem Meere, gleich Inseln, die bedeutendsten Berge ihre Häupter erhoben. Auch begannen oft genug plötzlich die Nebelschleier zu fallen oder zu verdunsten, so daß allmählich die ganze Landschaft zum Vorschein kam.



Das Brockengespenst.

Neben einem derartigen Schauspiel ist ein Gewitter erhaben, sei es nun, daß dasselbe in langsam fortschreitender Entwicklung die Wolken zu einem schwarzen Knäuel zusammenballt, der unten am Brocken brausend hinzieht und zahlreiche Blitze nach oben unter Donnerrollen entsendet, während über uns am klaren Himmel die Sonne leuchtet; oder sei es, daß ein ganz plötzlich über den Brocken dahingehendes Gewitter seine zuckenden Blitze mit mächtigen Donnerschlägen herabsendet, um fast in demselben Augenblicke, da wir noch erzittern möchten, völlig spurlos zu verschwinden.

Noch herrlicher aber erscheint das sogenannte Brockengespenst, welches zu allen Jahreszeiten beim Auf- oder Untergange der Sonne vorkommen kann, allerdings jährlich nur sieben- bis neunmal beobachtet worden ist. Es ist dies ein wunderbares Nebelbild, welches von einem langjährigen Beobachter folgendermaßen beschrieben wird: „Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht, dann auf entgegengesetzter Seite sich unten

in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe steigen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an welcher sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, je nachdem sich der Nebel nähert, entfernt oder durch das Aufrollen desselben in ihm Lücken entstehen. Ist der Nebel trocken, so sieht man außer seinem eignen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den feintigen, und zwar mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein rings umgeben. Dieser Heiligenschein verschönert sich und wird strahlender, je nasser und dicker der Nebel ist und je näher derselbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet diese Erscheinung einen andern Anblick; dann erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenschein, sondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hellglänzende, scharf gezeichnete und weit strahlende Scheine rechts und links vom Auge und senkrecht.“*) — Sollten alle diese schönen Phänomene dem Brockenwanderer verschlossen bleiben, um ihm vielleicht einen willkommenen Ersatz für die vergeblich gehoffte Fernsicht zu gewähren, so würde ihm der Berggipfel immerhin auch noch anderweitige Anregung in reichem Maße zu gewähren im stande sein, da sich an ihn mannigfache Erinnerungen aus unsrer nationalen Vorzeit und interessante Sagenbildungen knüpfen. Auf dem felsbedeckten Gipfel hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach einst eine Opferstätte der alten heidnischen Sachsen befunden. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist es ja, daß die verschiedenen Felsmassen, welche durch den mittelalterlichen Volksglauben in Verbindung mit dem Teufel und seinem Hexentrosse gebracht worden sind, ursprünglich in Beziehung zu dem germanischen Kultus gestanden haben. Vielleicht stand auf dem gewaltigsten Felsstücke des Gipfels, jetzt Teufelskanzel genannt, ein Bild Wodans, dem blutige Opfer dampften. Als das Christentum den Sachsen aufgezwungen wurde, mag Karl der Große dieses heidnische Heiligtum wie andre zerstört, das Sachsenvolk aber heimlich dort immer noch dem Wodan einen Tribut dargebracht haben. Daß die heidnischen Gottheiten in den Sagenbildungen der christlichen Zeit sich auch sonst in Teufel und Hexen verwandelten, ist ja bekannt; möglich auch, daß, wie ein Berichterstatter**) vermutet, die strenge Verfolgung des germanischen Götterglaubens durch Karl den Großen und seine Nachfolger dessen heimliche Anhänger dazu bewog, zu Vermummungen zu greifen und in den christlichen Wächtern den Aberglauben zu erzeugen, auf dem Brocken halte der leibhaftige Teufel über seine unheimlichen Scharen zuweilen Heerschau. So mag sich allmählich die Sage gebildet haben, durch welche der „Blockberg“ berühmt geworden ist. Wenn der Monat April — so erzählt sie — vorübergegangen ist, in der Nacht vom letzten April zum 1. Mai, eilen von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blockberge hinan. Da ist ein wildes Gedränge, und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße nicht schnell genug, es muß also geritten sein. Da kommen denn die Hexen durch die Lüfte gezogen, den Berg hinan auf Dfengabeln, Streichbesen und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Felsen hervor. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schar noch mehr die

*) Vergl. W. Schönichen in „Thüringen und Sachsen“.

**) Schönichen a. a. O.

dunkle Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berge. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der Versammlung der Hexen und Zauberer. Diese führen um ihn im wilden Rausche einen Reigen auf und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Hernach gibt der Teufel seinen Gästen bei dem Hexenaltare und Hexenbrunnen einen großen Schmaus. Wenn dann aber die Morgenröthe naht, so verschwindet wieder allmählich der Höllensput, und wie die Hexen und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren, ja selbst einander befreundete haben sich dort oft nicht gekannt. — Eigentümlich ist es, daß man schon mehr als 100 Jahre lang die nächtlichen Hexenfahrten im Volksglauben kannte, ehe man in der Nähe des Brockens von einem „Blockberge“ wußte. Erst 1540 erzählte man von einer Zauberin aus Elbingerode, daß sie auf den Brocken gefahren sei; bald darauf aber wird dieser Berg der eigentliche Zauberberg, und man verlegt den Hexensabbat ausschließlich auf ihn. Daß der eigentümliche, von uns geschilderte Charakter des Brockens hierzu wesentlich mit beigetragen hat, liegt auf der Hand. Dichterisch ist die Walpurgisnacht zuerst von Johann Prätorius (1668) behandelt worden; der berühmteste seiner Nachfolger ist Goethe im Faust. Seitdem hat dieselbe ihre „klassische Weihe“ empfangen, und „schon weil es einen Faust gibt“ — sagt der bekannte Geograph Daniel — „muß jeder den Brocken bestiegen haben“.

Übrigens ist die Blockbergssage im Volksmunde sehr weit verbreitet; noch jetzt machen Abergläubige selbst in weit vom Brocken entfernten Gegenden am Tage vor der Walpurgisnacht auf die Thüren die schützenden drei Kreuze, aus Furcht vor den „Hexen, die auf den Brocken ziehen“.

Die Hexenkanzel und der Hexenaltar sind zwei auf dem Brocken befindliche, etwa gleichhohe Felsmassen, vor welchen sich der „Hexentanzplatz“ befindet. Zwischen den beiden Felsmassen und dem Brockenhause liegt ein etwas ausgehöhlter Stein, welcher gewöhnlich Wasser zu enthalten pflegt, das „Hexenwaschbecken“ — nach Daniel für die den Brocken besuchenden Engländer die größte Merkwürdigkeit des Berges. Nahe dem „Wolkenhäuschen“ befindet sich der „Hexenbrunnen“, dessen unschmackhaftes Wasser den Kellbach bildet. Die Ansiedelung des Berges empfängt ihr Wasser aus dem „Gerlachsbrunnen“.

Das erste Schutzhaus, noch ohne wohnliche innere Einrichtung, ließ der Graf Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode auf dem Brocken im Jahre 1736 erbauen; dasselbe brannte mehrmals ab. Später ließ derselbe Graf auf der benachbarten Heinrichshöhe ein bescheidenes Gasthaus errichten, welches 1799, als das erste ordentliche Wirtshaus auf der Brocken Spitze erbaut wurde, abbrannte. Dieses ältere Wirtshaus des eigentlichen Brockens brannte 1859 nieder, hierauf entstand das gegenwärtige zweistöckige, in seinen unteren Teilen massive Gebäude, welches 130 Betten enthält, oft aber Quartier für noch weit mehr Personen beschafft. Wie anfangs, ist auch jetzt noch diese Ansiedelung im Besitze der gräflich Stolberg-Wernigerodischen Familie, welche sich um die Brockenbesucher außerordentliche Verdienste erworben hat. Gegenüber dem Wirtshause erhebt sich seit 1855 der 17 m hohe Aussichtsturm.

Schicken wir uns zum Rückwege an, so können wir verschiedenartige Richtungen einschlagen. Über Schierke gelangen wir auf bequemer Straße entweder

nach Wernigerode oder über Elbingerode in das Bodethal; wer wieder nach Ilfenburg zurück will, kann zur Abwechslung den steilen und beschwerlichen Fußweg durch das Schneeloch wählen. Noch häufiger pflegen die Brockenbesucher indes den Rückweg gegen Südwest auf Oberbrück zu nehmen, wohin ein ziemlich sicherer Fußweg durch den früher erwähnten Moorgrund des Brockenfeldes führt. Vom Forsthaufe Oberbrück aus gelangt man an dem Oerteiche vorüber in etwa zwei Stunden nach St. Andreasberg. Das Wasserbecken des Oerteiches, welches die Quellen des Oberflüßchens im Interesse des Bergbaues von St. Andreasberg sammelt, ist bereits erwähnt worden; ebenso der Rehberger Graben, der diese Gewässer abwärts nach der erwähnten Stadt führt. Ein schöner Granitweg führt an der Wasserleitung entlang und eröffnet nach einiger Zeit herrliche Landschaftsbilder. Links schaut man in jäher Tiefe das bewaldete Oerthal, auf derselben Seite im Vordergrunde den klippenreichen „Hahnenklee“, rechts steigen gut gepflegte Waldungen am Rehberge empor. Das Bild wird immer großartiger, bis man etwa in der Mitte des Weges nach Andreasberg an eine anmutige Ruhesstätte gelangt. An ihr kann man in einer Viertelstunde zu den „Rehberger Klippen“ emporsteigen, welche von einem Pavillon von Baumrinde aus einen sehr lohnenden Blick über einen großen Teil des östlichen Harzes eröffnen und in ihrer Umhüllung von hohen Epilobien und Digitalis purpurea sich selbst anmutig genug ausnehmen. — Zu den imposantesten Berggipfeln, welche uns bei dem bisherigen Wege zur Linken entgegen treten, gehört die Achtermannshöhe, ein 926 m hoher Granitkegel, der von Oberbrück aus bestiegen werden kann. Von diesem Berge erzählt eine Sage: Der Teufel verpflichtete sich, einem Ritter um den Preis seiner Seele über Nacht auf dem Gipfel ein schönes Schloß zu erbauen, und damit der Hahn nicht zu früh den Tagesanbruch verkündigen konnte, verstopfte er ihm den Hals. Als nun des Ritters Weib das Schloß bis auf den Trittsstein fertig sah, erschrak es gewaltig und veranlaßte den Hahn, daß er sogleich krächte. Da hatte der Teufel seinen erhofften Gewinn verloren und schleuderte ärgerlich den letzten gewaltigen Stein von der Höhe herab; derselbe liegt noch jetzt eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels. — Von den Rehberger Klippen gelangt man weiter an dem überaus freundlich gelegenen „Rehberger Grabenhaufe“ vorüber und durch Wald- und Wiesengründe zu der Stadt St. Andreasberg, die wir bereits als einen Sitz des oberharzer Bergbaues kennen lernten. — Wir wollen es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf die Thalgründe hinzuweisen, welche von St. Andreasberg abwärts zu dem südlichen Saume des Harzes geleiten. In etwa einer Stunde läßt sich bei dem Forsthaufe Königshof das herrliche Sieberthal erreichen, durch welches eine schöne, rings von Hochwald umgebene Landstraße führt. Der Weg ist höchst einsam und beschaulich und leitet in einer Stunde weiter zu dem von Waldarbeitern bewohnten Dorfe Sieber, dessen Lage gleichfalls sehr prächtig ist. Von hier führt die Straße im Thale abwärts nach Herzberg, einem von altem Schlosse überragten Städtchen, bei welchem man die Harz-Südbahn erreicht. Näher ist der Weg auf Lauterberg, das sich von St. Andreasberg aus durch das weniger romantische, doch gleichfalls ziemlich anmutige Oerthal in 1 1/2 Stunden erreichen läßt.

Von den Brockenwegen bleibt uns noch die Beschreibung desjenigen übrig, welcher auf Harzburg leitet. Der Weg ist gut und erfordert drei Stunden.

Er führt über den kleinen Brocken und den Besekentopf, um am Scharfsteiner Vieh Hofe in das Eckerthal überzulenken. Nachdem er durch dasselbe eine Strecke abwärts geleitet hat, wendet er sich in der Nähe des „Mollenhauses“ gegen Nordwesten, um später das Radauthal zu erreichen; bald darauf sind wir in dem schönen Badeorte Harzburg angelangt. Derselbe besteht eigentlich aus den drei zusammenhängenden braunschweigischen Orten Neustadt, Bündheim und Schlaweke und macht schon äußerlich den Eindruck eines vornehmen Bades.



Wasserfall im Radauthale.

Große, komfortable Hotels, prachtvolle Promenaden und Gärten, vornehme Villen und Sommerpaläste laden die verwöhnten Sommergäste der großen Städte zum behaglichen Aufenthalte ein. Eine treffliche Badekapelle von achtzehn Mann bietet die gewöhnlichen musikalischen Genüsse; glänzende Reunions, Waldpartien, Illuminationen, Theatervorstellungen, Pferderennen, Jagd und Forellenfischerei sorgen unausgesetzt für angenehme Unterhaltung des vergnügungssüchtigen Großstädters. Die herrliche Lage des Ortes in dem sich erweiternden Radauthale, die reizenden Partien nach allen Seiten hin, die frischen

Wälder der näheren und weiteren Umgebung bieten dem rüstigen Fußgänger vielfache Gelegenheit zur Erholung und Stärkung dar. Aber freilich ist auch Harzburg der teuerste Ort des Harzes, und wer mit mäßigen Mitteln Naturgenüsse zu gewinnen wünscht, der darf nicht hierher gehen. Um gerecht zu sein, läßt sich anerkennen, daß der Höhe der Preise durchschnittlich das dem Fremden Dargebotene entspricht. Der Mittelpunkt des Bades ist das neue Kurhaus, dessen glänzende Gesellschaftsräume zugleich mit dem ausgedehnten Logierhaus von einer Aktiengesellschaft mit einem Kostenaufwande von 1700 000 Mark gegründet worden sind. Es gehören zu diesem bedeutenden Unternehmen die Restaurationsgebäude „Unter den Eichen“ nebst Promenaden und die Schweizerwirtschaft „Zur Sennhütte“ am Mittelberg, die von einem Appenzeller Senner geleitet wird. Neben den genannten Etablissements besteht als selbstständiges Kurunternehmen das Solbad Juliusshall, dessen 1569 vom Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel abgeteufte Quellen, seitdem sie in Privatbesitz übergegangen sind (seit 1850), gleichfalls den Mittelpunkt eines großartigen Unternehmens bilden, das mit allen möglichen Heileinrichtungen, Parkanlagen und besonders auch mit einem vortrefflichen Hotel versehen ist. — Natürlich hat mit der Einrichtung aller dieser Bade- und Kurmittel die freundliche Gestaltung der Umgegend Strich gehalten. Daher kommt es denn, daß meilenweit die Waldungen mit schönen Promenadenwegen versehen und alles gethan worden ist, um dem Wanderer ein bequemes Zurechtfinden zu ermöglichen. Von besonderer Lieblichkeit ist das waldige Thal der Kadau, welche in der Nähe des Torshauses am Brocken, 817 m hoch, entspringt und deren Gewässer eine Stunde von Harzburg thalaufwärts einen künstlich hergestellten, 24 m hohen Wasserfall bilden. Weitere Ausflüge führen nach dem „Molkenhau“, den „Rabenklippen“, nach „Kattenäse“ u. s. w. Weit näher ist ein Ausflug, welchen wir als den wichtigsten hier zum Schlusse genauer besprechen wollen, nämlich der zu dem geschichtlich so bedeutsamen Gipfel des Großen Burgberges. Zu demselben führen fünf gute Wege, von denen für Fußgänger der von den „Eichen“ ausgehende zu empfehlen ist; er leitet in einer reichlichen halben Stunde durch dichten Wald, an mehreren angenehmen Aussichtspunkten vorüber, zu dem Gipfel empor. Auf diesem soll schon in alter Zeit eine germanische Opferstätte gestanden haben, später der noch in der Domkapelle zu Goslar gezeigte Altar des Gözen Krodo. Später stand an dieser Stelle ein christliches Bethaus, sodann eine von Karl dem Großen gestiftete Kreuzeskapelle und ein Chorherrenstift, welches letztere von Kaiser Konrad I. im Jahre 916 reich begabt wurde.

Später erbaute Heinrich IV. (1065) ein großartiges Residenzschloß, welches auch ein Staatsgefängnis enthielt; neben demselben einen herrlichen Dom für die kaiserliche Familiengruft, dessen Chorherrenstift er reich dotierte. Im Kriege mit den Sachsen wurden Burg und Dom von den letzteren (1074) zerstört, nachdem Kaiser Heinrich mit seinen Schätzen unter Beihilfe eines treuen Dieners auf der Südseite entflohen war; seine Krone soll er zuvor in den Burgbrunnen geworfen haben. Durch seinen Sieg über die Sachsen bei Hohenburg kam der Kaiser zwar wieder in die Lage, den Wiederaufbau seiner Residenz zu beginnen; aber nach wenigen Monaten wurde dieselbe zum zweitenmal zerstört (Anfang Mai 1076). Der Konflikt mit dem Papste Gregor VII. hatte inzwischen seinen Höhepunkt erreicht. Ärgerlich über die Anmaßung des letzteren, hatte der Kaiser

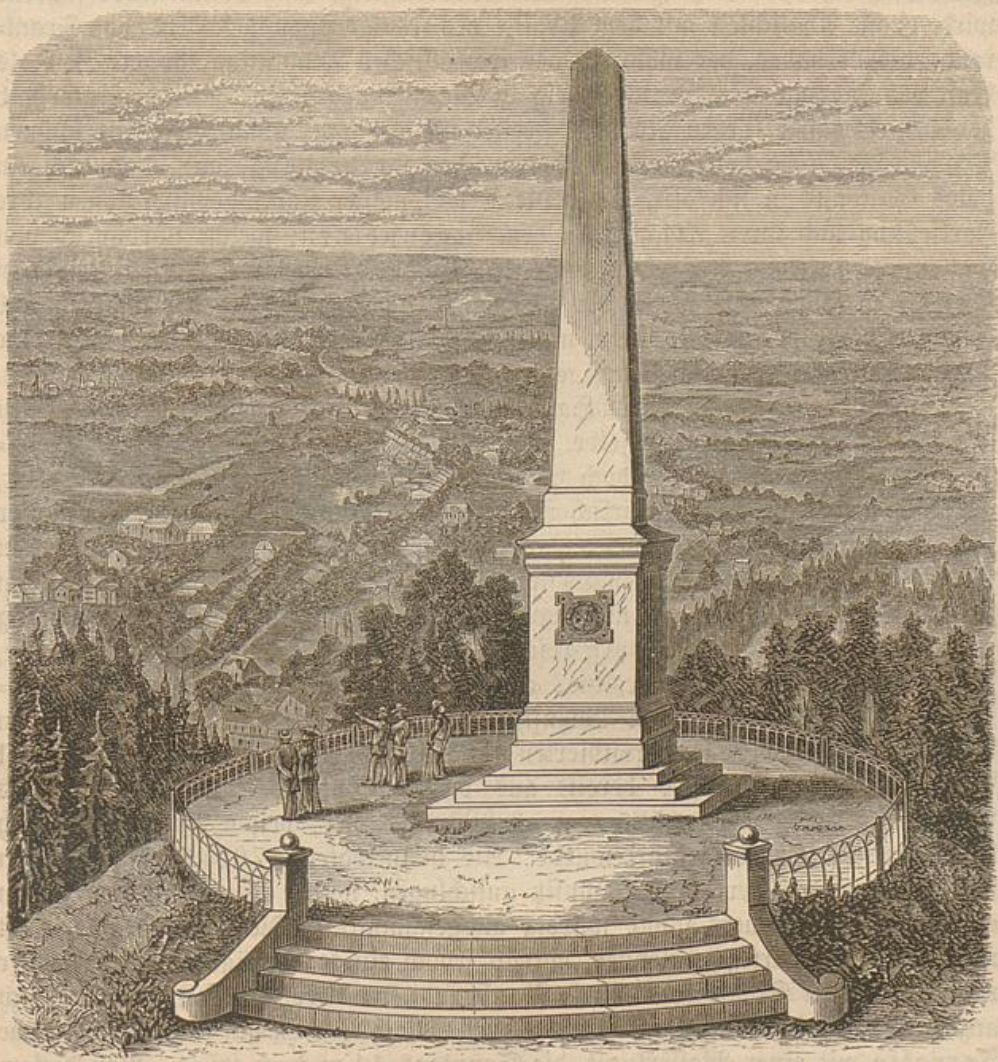
auf der Wormser Synode die Absetzung Gregors aussprechen lassen, Gregor aber mit dem Banne geantwortet. Die Unzufriedenheit der Großen des Reiches mit der willkürlichen Regierung des Kaisers gestaltete sehr bald die Lage desselben höchst ungünstig, und die Klagen der aufständischen Sachsen gaben dem Papste obenein höchst willkommenen Anlaß, sich in die politischen Verhältnisse Deutschlands zu mischen. Dem „Gebannten“ sollten die deutschen Fürsten den Treueid zu halten nicht mehr verpflichtet sein, denn Gregor hatte sie ausdrücklich von dieser Pflicht entbunden, und die ohnehin schon zu trotziger Widersetzlichkeit geneigten Großen benutzten diese Gelegenheit zum Abfall aufs bereitwilligste. Sie forderten, daß der Kaiser binnen Jahresfrist sich vom Banne befreie, widrigenfalls sie einen andern König wählen würden. Von allen Seiten bedrängt und verlassen, mußte sich Heinrich beugen — „er ging nach Canossa!“ Im Winter 1076—1077 machte er den schweren Weg über die Alpen, nahm die schwere Kirchenbuße, zu welcher ihn Gregor verurteilte, auf sich und erlangte durch diese Unterwerfung im Schlosse Canossa auch die Erlösung vom Banne. Trotzdem nun später Heinrichs Verhältnisse eine günstige Wendung erhielten, gelangte derselbe doch nicht mehr dazu, seinen Lieblingsitz neu und herrlich zu restaurieren, und die Harzburg blieb hundert Jahre lang verödet. Erst Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) erbaute sie wieder, worauf der Sohn seines Gegners (Heinrichs des Löwen), Kaiser Otto IV., der selbst wiederum Barbarossas Sohn, Philipp von Schwaben, jahrelang bekämpft hatte, daselbst mit Vorliebe seinen Wohnsitz aufschlug, als der Hohenstaufe Friedrich II. ihn besiegt und gezwungen hatte, sich zurückzuziehen. Nachdem Otto IV. auf der Harzburg gestorben war (1218), ging die Burg nacheinander in die Hände der Grafen von Woldenberg und Stolberg-Wernigerode über; noch später wurde sie Sitz schlimmen Raubgesindels, und verfiel mehr und mehr. Seit dem Schmalkaldischen Kriege ist sie braunschweigisch und einer der braunschweigischen Herzöge ließ sie, um Baumaterial zu gewinnen, 1650—1654 abtragen. So kam es, daß von der einst so großartigen, für die Geschichte unsres Vaterlandes höchst bedeutsamen Burg nicht, wie von so vielen andern, deutliche Reste in die Gegenwart hineinragen. Doch ist in neuerer Zeit dem Berge wieder gebührende Beachtung geschenkt worden. Nach Eröffnung der Eisenbahn erhob sich bald (1846) ein elegantes Gasthaus auf der Höhe, für welches auch der alte 57 m tiefe Schloßbrunnen wieder aufgedeckt worden ist (1866). Als dann im deutschen Reichstage bei einer Debatte zur Zeit des sogenannten „Kulturkampfes“ Fürst Bismarck die Worte gesprochen hatte: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ benutzte ein Komitee die achthundertjährige Wiederkehr der Kirchenbuße Heinrichs IV. zu Canossa, um auf der äußersten Kante des Burgberges den „Bismarck-“, oder „Canossastein“ aufzurichten. Derselbe besteht aus einer 15½ m hohen Spitzsäule von Granit, welche auf der einen Seite als Inschrift das soeben erwähnte Wort des Reichskanzlers, auf einer andern dessen Medaillonbild trägt. Die Stellung dieses Denkmals ist eine derartige, daß man es weithin im Thale erkennen kann. Auf dem Plateau des Burgberges befindet sich auch ein polierter Granitstein, welcher laut Inschrift der Erinnerung an den Besuch Ludwig Uhlands (1845) gewidmet ist. — Übrigens erzählt auch die Sage, daß im Herbst, wenn die Stürme über den Wald fegen und die Tannen unter ihnen seufzen und stöhnen, Hackelberg, der wilde Jäger, mit seinem tobenden Heere von der Harzburg

ausfährt. Dem Heere voran zieht Turturjel, eine verfluchte Nonne, als riesige Gule, der wilde Jäger aber sitzt auf funkenschraubendem Rappen: so geht es mit Gallo und Peitschenknall hinüber zu dem Thüringer Walde.

Von Harzburg aus werden zwei dem nordwestlichen Teile des Harzes angehörige Thäler öfter besucht — das Oker- und Innerstethal. Der Ort Oker, welcher schon anfangs als einer der Haupthüttenorte erwähnt worden ist, gibt durch seine Werke vielen Veranlassung zum Besuche; aus seinen unangenehmen Dampfwolken rettet man sich aber bald in die anmutigen Gründe des oberen Okerthales, das man mindestens bis Romkerhall zu durchwandern pflegt. Die östliche Seite des Thales besteht aus phantastisch gebildeten Granitmassen, während die westliche aus hellerem Grauwackegestein zusammengesetzt ist; durch dunkle Nadelumkleidung werden die Felsmassen anmutig belebt. Die hervorragendsten Bildungen der letzteren führen die Namen Ziegenrücken, Studentenkuppe, Kahlbergsklippen, Treppenstein, Kästentippe. Das Bett der Oker ist mit Felsstrümmern erfüllt, über die das Gewässer mit rauschenden Wellen hinweghüpft. — Romkerhall ist ein Gasthaus in schöner Lage, dem gegenüber sich ein künstlicher Wasserfall befindet, dessen Fluten 65 m tief fallen. Von hier aus kann man andre schöne Punkte, wie die Ahrensberger Klippen, besuchen, ebenso den Weg weiter thalaufwärts zu der schönen Bergstadt Altenau fortsetzen, deren frische Tannenwälder gegenwärtig viele Fremde anziehen. Von Altenau gelangt man in etwa zwei Stunden nach Klausthal-Zellerfeld, von denen früher gehandelt worden ist. Von diesem wichtigen Mittelpunkte des Berg- und Hüttenwesens liegt etwa $1\frac{3}{4}$ Stunden entfernt gegen Westen das rings von Bergen umschlossene Städtchen Grund, welches neuerdings ein sehr beliebter Sommeraufenthalt geworden ist. Etwas weiter ist das im Innerstethal gelegene Lautenthal entfernt, welches wir früher als Hüttenort kennen gelernt haben. Wir erwähnen es hier aufs neue, um zu bemerken, daß die Schönheiten des engen und stark bewaldeten Innerstethales sich in seiner Nähe gipfeln. Die Stadt ist von Bergen umringt, welche dichte Waldungen tragen, und anmutige Nebenthäler öffnen sich nach mehreren Seiten hin. Die von Bienenburg nach Klausthal-Zellerfeld führende Eisenbahn hat diesen schönen Thalgrund mehr als andre Teile des Harzgebirges zugänglich gemacht.

Der Vorharz. Wenn wir bei Thale aus dem romantischen Bodethale in die Ebene treten und uns auf der Landstraße über Timmenrode nach der Stadt Blankenburg wenden, so fällt uns alsbald zur Rechten ein schmaler Berggraben von Quadersandsteinmassen auf, welcher das Ansehen einer ungeheuren Mauer hat. Hier heben sich die Massen als schroffe Klippen hoch empor, dort senken sie sich zerklüftet und zersägt, vertrieben sich scheinbar unter dem mit zersplitterten, unordentlich umhergeworfenen Steinbrocken bedeckten Boden und tauchen alsdann wieder offen auf. Der schmale Rücken reicht aus der Nähe von Blankenburg mit geringen Unterbrechungen bis Reinstedt an der Bode und hat eine Länge von mehr als zwei deutschen Meilen (15 km). Wenn über das Entstehen dieser Gestaltungen selbst von Gelehrten früherer Zeit die seltsamsten Vermutungen aufgestellt worden sind, so können wir uns nicht darüber wundern, daß der Volksglaube dieselben mit dem Teufel in Verbindung brachte. Dieser — so erzählt die Sage — faßte den Entschluß, seine Herrschaft mit Gott zu

teilen; um nun die Grenze dieser Gebiete genügend zu bezeichnen, zugleich aber auch, um den Verkündern und Verbreitern der Lehre Jesu den Zugang in seinen Teil durch unübersteigbare Bollwerke zu verwehren, begann er mit unterirdischer Zauberkrast den Bau einer kolossalen Mauer; die Allmacht des Weltsehöpfers, von welchem Satan abgefallen war, zertrümmerte aber mit ihren Wetterstrahlen stets das in finstern Nächten von dem Höllensfürsten aufgeführte Werk.



Die Canossasäule auf dem Burgberg bei Harzburg.

Darüber ergrimmt, ließ dieser zuletzt von seinem Vorhaben ab, ließ die Trümmer teils stehen, teils schleuderte er dieselben in Wut über seine Ohnmacht umher. Seitdem heißen diese Trümmer die Teufelsmauer. Der höchste Punkt derselben ist der Großvater in der Nähe von Blankenburg (292 m hoch). Dieser eigentümlich gestaltete Felsenzahn ist besteigbar und durch ein eisernes Geländer geschützt; unter ihm befindet sich eine gute Restauration. Nach älteren Berichten erstatten die Blankenburger hier sonst am ersten Pfingsttage bei Sonnenaufgang ein schönes Volksfest, indem sie die Königin des Tages durch Gesang

begrüßten. Von dem Großvater eröffnet sich eine schöne Aussicht auf die Umgegend. Auf dem Kamme der Teufelsmauer führt gegenwärtig ein interessanter und gefahrloser Weg, der Löbbekensteig, entlang, von welchem aus man anmutige Blicke in die Ebene haben kann und der zum „Sautrog“, einer finstern Thalschlucht, leitet; die letztere soll der Sage nach Semstätte gewesen sein, was aber wenig zuverlässig ist. An der Teufelsmauer will man bei einer Felsmasse, die beim Absteigen auf dem Löbbekensteige nach Timmenrode sichtbar wird, große Ähnlichkeit mit dem Profile des Königs Ludwig XVIII. von Frankreich entdeckt haben, der während der französischen Revolution längere Zeit als Gast des Herzogs von Braunschweig in Blankenburg gelebt hat. — Unterhalb der Teufelsmauer (gegen Nordost) breitet sich ein ganz anmutiges, mit schönen Promenadenwegen versehenes Wäldchen, der Heidelberg, aus, das auch ein gutes Gasthaus in sich birgt. — Die Teufelsmauer findet gewissermaßen ihre Fortsetzung und ihren Abschluß in den Gegensteinen, welche nordöstlich von Ballenstedt liegen. Auf einer mäßigen Anhöhe stehen zwei Felsenzähne von über 27 m Höhe, von denen der eine etwas niedriger ist als der andre. Sie bestehen ebenfalls aus Sandstein, und seit 1817 ist der höhere derselben durch eine Treppe besteigbar gemacht, so daß man von ihm eine reizende Aussicht haben kann.

Da wir uns der lieblichen Harzstadt Ballenstedt genähert haben, werfen wir sogleich einen Blick in dieselbe. Ballenstedt ist nur klein — es zählt gegenwärtig 4600 Einwohner — doch trägt es einen ziemlich vornehmen Charakter, wie dies bei einem Orte natürlich ist, der ein Jahrhundert lang, bis vor kurzer Zeit, fürstliche Residenz gewesen. Auf einem Vorberge des Harzes, der von Süden und Osten her sanft emporsteigt, dagegen nach Westen und Norden hin steiler abfällt, erhebt sich das umfangreiche Fürstenschloß, in dem der letzte Herzog Alexander von Anhalt-Bernburg residierte und das gegenwärtig seiner Witwe, der Herzogin Friederike Karoline, einer Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, zum Wohnsitze dient. Ehe die Grafen von Askanien die Burg Anhalt erbauten, residierten sie hier, daher soll auch der älteste Teil dieses stattlichen Schlosses bereits aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts stammen. Von 1046—1525 war es Mönchskloster, dessen Aufhebung durch den Bauernkrieg herbeigeführt wurde. Als dann später (1765) die Fürsten von Anhalt-Bernburg hier ihren Wohnsitz aufschlugen, wurde es in mehreren Teilen erweitert und erneuert sowie würdig ausgeschmückt. Die Gemäldegalerie ist nicht gerade großartig zu nennen, enthält jedoch einige vorzügliche Vertreter der niederländischen Schule (van Dyck, Rembrandt, van der Werff u. s. w.). Noch anziehender ist die Umgebung des Schlosses. Nach Norden hin liegt die herrliche Terrasse mit einer Wasserkunst, die Sonntags 11 m hoch steigt. Von diesem mit prächtigen Linden umgebenen Platz genießt man einer wundervollen Aussicht. Man überschaut den größten Teil des sorgsam gepflegten Schloßgartens, die ganze Stadt, sowie die anmutige, von Hügelreihen, Berg- und Felsgruppen durchzogene Ebene nach Nordwesten, Norden und Osten hin, in welcher wiederum die Türme von Quedlinburg, Halberstadt, Aschersleben, Ermsleben und Bernburg nebst über vierzig kleineren Ortschaften sich erheben. Unter den sichtbaren Bergen und Felsmassen sind die Teufelsmauer, die Gegensteine, der Hakelwald, der Huy bei Halberstadt sowie der Brocken erwähnenswert. Die Veranda des Schlosses ist von prächtigen Blumenanlagen umgeben, und vor ihr steht eine

sehenswerte Gruppe von Zinkguß, welche die Rettung eines von einem Panther angefallenen Hirten durch dessen Hund darstellt. An andern Gruppen finden wir in dem Parke einen Löwen, einen Lindwurm (Wasserkunst), zwei Bären und zwei Hirsche, sämtlich aus Gußeisen. Sonst fallen das Vogelhaus, die Musikhalle und eine Anzahl schöner Teiche ins Auge. An den Schloßgarten schließt sich der ausgedehnte Waldpark und Forst, welcher jetzt dem regierenden Herzoge von Anhalt gehört und außerordentlich reich an Wildschweinen und Rothirschen ist.



Schloß Ballenstedt.

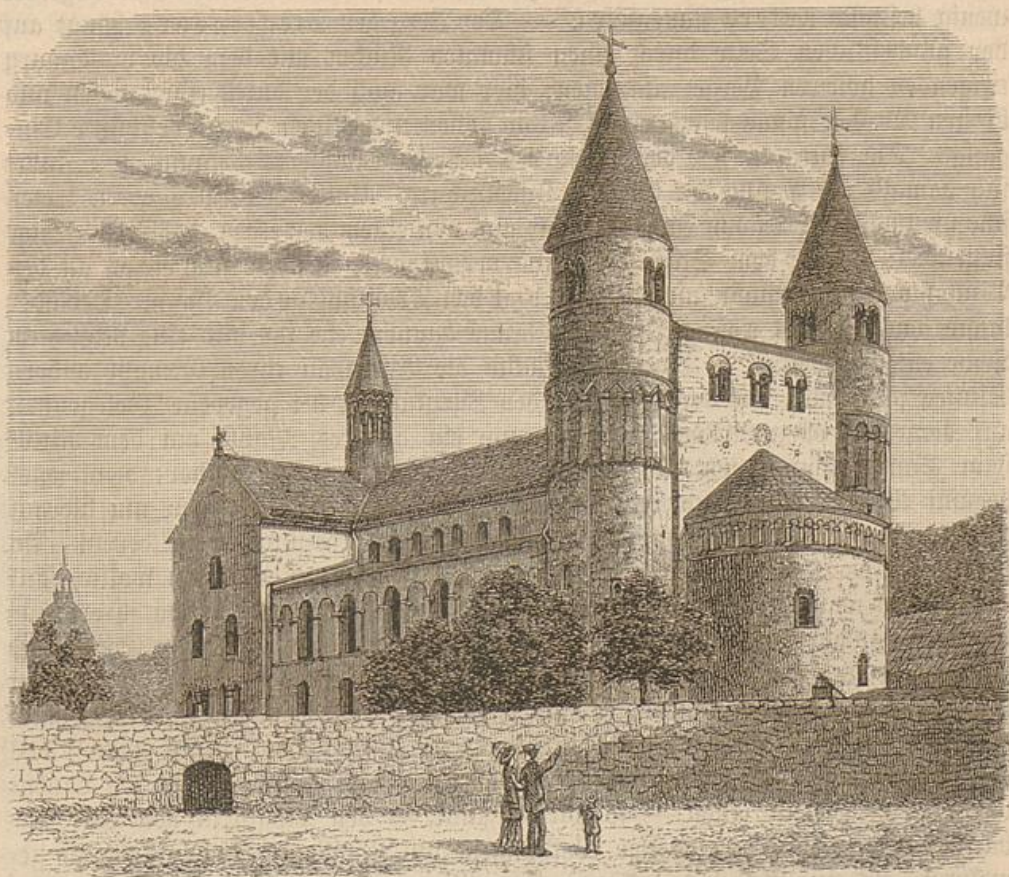
Von dem Schloßberge zieht sich eine prächtige Kastanienallee abwärts, welche auf beiden Seiten mit Häusern besetzt ist; sie ist die schönste Straße der Stadt und hat eine Länge von etwa einer Viertelstunde Weges; auf diese Straße stößt im rechten Winkel die neue, mit Villen geschmückte Luisenstraße. Die Stadt ist sehr still, aber höchst freundlich, reich an Promenaden und Wanderzielen und bietet ein ebenso geselliges wie billiges Leben; dieserhalb haben neuerdings pensionierte Beamte und Rentiers hier häufig ihren Wohnsitz genommen.

Von Ballenstedt führt eine gute Landstraße in etwa zwei Stunden nach Gernrode. Der Ort hat seinen Namen von Gero (geb. 890), welcher unter König Heinrich I. und Otto I. als Markgraf zwischen Elbe und Oder waltete und sich große Verdienste um die Sicherung des Reiches gegenüber den Slaven des Ostens erwarb. Als des alten Helden Söhne auf dem Schlachtfelde

dahingesunken waren, ergriff ihn Lebensüberdruß; er nahm selbst in Rom das Mönchsgewand, stiftete nach seiner Rückkehr auf dem Gebiete seiner Mark das Nonnenkloster Gernrode, ernannte seine verwitwete Schwiegertochter Hathui (Hedwig) zur ersten Äbtissin desselben, weihte es dem heiligen Cyriakus, dessen einen Arm ihm der Papst von Rom mitgegeben hatte, und begabte es mit außerordentlich reichen Gütern aus seinem bisherigen Besitze. In der von ihm erbauten romanischen Kirche des Stiftes ist er vor dem Hauptaltare begraben. Später bildete das dortige Kloster wegen eines angeblichen Dorns aus der Marterkrone Christi einen Hauptanziehungspunkt frommer Wallfahrer und gewann große Reichtümer; eine der letzten Äbtissinnen, Elisabeth v. d. Weide, eine Freundin Luthers, hatte besondern Anteil an der Einführung der Reformation in Anhalt. Die Kirche, eins der herrlichsten Bauwerke im romanischen Rundbogenstil, war lange durch allerlei Einbau stark verunstaltet, ist jedoch neuerdings von demselben völlig befreit und aufs neue restauriert worden (1865). Unter den vorhandenen Grabdenkmälern ist dasjenige des Stifters Gero besonders bemerkenswert; außerdem sind die Grabmäler einer Anzahl von Äbtissinnen vorhanden. Die Stiftsgebäude sind in Privatbesitz übergegangen; die Stiftskirche dient jetzt als Pfarrkirche. Das anhaltische Städtchen Gernrode hat 2257 Einwohner, die größtenteils von Ackerbau und Handel leben. Die Häuser liegen anmutig zwischen Gärten, und um den Ort breiten sich schöne Wiesen und Felder aus, den Hintergrund bilden Berge mit frischen Wäldern. Von den letzteren ist der Stubenberg der bekannteste, der seinen Namen angeblich davon hat, daß er sich im Besitze der in Gernrode befindlichen Badestube befand. Nachdem auf diesem Berge schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Anlagen hergestellt worden waren, ließ Fürst Viktor Friedrich von Anhalt daselbst 1754 ein Gasthaus errichten, das seitdem vielfache Erweiterungen erfahren hat. Obwohl der Stubenberg nur eine verhältnismäßig unbedeutende Höhe besitzt (272 m), so ist doch die Aussicht von ihm ganz reizend; dieselbe zeigt einen ziemlich bedeutenden Abschnitt der nördlichen Gegend mit den Städten Quedlinburg und Halberstadt. — Ganz dicht bei Gernrode liegt das preussische Dorf Suderode, welches gegenwärtig einen der besuchtesten Badeörter des Harzes darstellt. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wird der sogenannte Beringer Solquell innerlich und äußerlich mit Erfolg gegen Skrofulose, chronische Hautkrankheiten, Rheumatismus, Nerven- und Blutkrankheiten verwendet; hierzu sind später kalte, Wellen- und Fichtennadelbäder gekommen, und die Badeverwaltung hat nicht ermangelt, allenthalben herrliche Wege und Promenaden anzulegen. Unter den letzteren sind die Kaltethals-, die Schwedderbergs- und Gemeindebergs-Promenade besonders hervorzuheben. Fast jedes der hübschen Häuser ist mit Balkon und Garten versehen und zur Beherbergung von Fremden eingerichtet; die „Billenstraße“ bietet in ihren Wohnungen den höchsten Komfort. Von den Hotels und Pensionsanstalten sind die in der Nähe des Waldes gelegenen die angenehmsten, aber auch die teuersten. Wegen seiner geschützten Lage und seines angenehmen Klimas hat sich die Zahl der Kurgäste Suderodes bereits auf 3000 jährlich gesteigert, unter diesen Sommergästen befinden sich besonders auch viele jüdische Familien.

Zu den schönsten Partien, die man von Suderode aus unternehmen kann, gehört die nach der Lauenburg und Stecklenburg. Nach einem Wege von

einer Stunde läßt sich die Höhe erreichen, auf welcher sich die erstere über der letztern erhebt. Die Lauenburg ist in der Mitte des 12. Jahrhunderts durch den Pfalzgrafen Albert von Sommerschenburg, Vogt des Stiftes Quedlinburg, erbaut worden. Dieser mußte sein Besitztum an Heinrich den Löwen (1165) abtreten, dem es Kaiser Friedrich I. (1180) entriß. Nach dieser Zeit sehen wir nacheinander die Falkensteiner, Blankenburg, Brandenburger und Regensteiner die Burg und mit ihr die Vogtei über Quedlinburg gewinnen.



Stiftskirche in Gernrode.

Eine recht unglückliche Fehde mit der letzterwähnten Stadt führte Albrecht von Regenstein, der Besitzer der Lauenburg (1388). Dieser wurde, als er Quedlinburg gemeinsam mit seinem Bruder Bernhard belagerte, geschlagen und in einem zweiten Treffen bei dem sogenannten Huckelteich gefangen genommen. Die Quedlinburger machten ihm wegen Landfriedensbruches den Prozeß und verurteilten ihn zum Tode, steckten ihn jedoch in einen großen Kasten, der mit eisernen Banden, Riegeln und Schlössern verwahrt war. Erst nach einem Jahre gaben sie dem Gefangenen die Freiheit wieder, nachdem er nebst seinem Bruder auf die Schutzvogtei über Quedlinburg verzichtet, die Gersdorfsburg nebst der Lauenburg an das Stift Quedlinburg abgetreten und sich überdies verpflichtet hatte, die Stadtmauern und die sieben Türme auf der Westseite in guten Stand zu setzen. Noch jetzt werden in Quedlinburg der Gefängnistkasten, die Spuren

und die Streitart des Grafen Albrecht aufbewahrt. Nach der erwähnten Fehde nahm der Bischof von Halberstadt die Burg ein, zerstörte sie, baute sie dann aber wieder auf und gab sie an die Regensteiner als Lehen zurück (1351). Nachdem sodann der Herzog von Sachsen die Vogtei über Quedlinburg nebst der Lauenburg besessen hatte, erwarb Brandenburg die letztere; gegenwärtig gehört die Ruine der Stadt Quedlinburg, welche in der Nähe des oberen Theiles derselben ein auch als Gasthaus dienendes Forsthaus errichtet hat. Von dem oberen Theile der Burg steht nur noch ein fester Turm. Etwas tiefer liegt die wenig besuchte untere Lauenburg. — Der Berg der Stecklenburg hängt auf der südwestlichen Seite durch einen schmalen Rücken mit dem die Lauenburg tragenden höheren Berge zusammen; hier war auch der durch einen tiefen und breiten Graben sowie durch einen 23 m hohen viereckigen Turm beschützte Eingang. Die Burg ist seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bekannt und findet sich damals im Besitze des Stiftes Quedlinburg. Unter den Burgherren treten schon früh die Herren von Hoym hervor, und von einem derselben erzählt die Sage folgendes: Als er dem Stifte den Zins verweigerte, wendete sich dieses an den Bischof von Halberstadt, und selbiger that den Trozkopf in den Bann. Der aber lachte darüber und rief: „Ihr mögt lange bannen, ehe ihr mir eine Rippe im Leibe entzwei bant!“ Vergeblich suchte die Burgfrau ihren Gemahl andern Sinnes zu machen; da veranlaßte sie den Burgkaplan, bei gegebener Gelegenheit auf denselben einzuwirken. Der benutzte ein heiteres Mahl, um dem Ritter seine Schuld vorzuhalten, aber er machte die Sache nur schlimmer; denn jener begann Worte arger Lästerung gegen die Kirche und deren Diener, um hierauf einen mächtigen Humpen höhrend auf des Bischofs Gesundheit zu leeren. Da strafte ihn der Himmel, denn als er eben den Humpen niedersetzen wollte, sank er um und war tot. — Eine Zeitlang war die Stecklenburg wegen ihrer räuberischen Inhaber berüchtigt und wurde deshalb gemeinsam von dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Bischofe von Halberstadt und den Quedlinburgern erstürmt und zerstört. Später wurde sie von den Herren von Hoym wieder aufgebaut, gewährte noch im Dreißigjährigen Kriege eine Zuflucht und besaß noch 1740 eine wohlerhaltene Kapelle. — Von den Herren von Hoym, welche die Lauenburg besaßen, hatte einer — so wird erzählt — den Magistrat von Quedlinburg gebeten, ihm aus dessen Waldungen am Ramberge soviel Holz zu gewähren, als ein Esel tragen könne; diese Bitte war freundnachbarlich gewährt worden. Der Hoymer aber machte von dem ihm zugestandenem Rechte den weitgehendsten Gebrauch, indem er den Esel tagtäglich schwerbeladen vom Ramberge zu seiner Burg wandern ließ. Daher sah sich der Magistrat gezwungen, dem Ritter das Recht mit einer jährlichen Summe von 240 Thalern wieder abzukaufen. — Die Aussicht von der Stecklenburg ist bei weitem nicht so umfassend als die von der obern Lauenburg, lohnt jedoch immerhin einen Besuch.

Da schon mehrfach Quedlinburgs erwähnt worden ist, so wollen wir dieser Stadt nunmehr einige Beachtung schenken. Dieselbe gewährt einen ebenso altertümlichen wie malerischen Anblick. Imposant erheben sich auf einem Quader sandsteinfelsen das Schloß, welches einst Sitz gefürsteter Äbtissinnen war, und die Schloßkirche. Das Stift wurde 924 von König Heinrich I. gegründet und gegen die Ungarn befestigt. Die Nonnen, welche hier ihren gesicherteren Wohnsitz aufschlugen, waren von einem im Thale gelegenen Frauenkloster („Wenthausen“) herbeigeholt

worden. Der Stifter begabte die neue Ansiedelung mit allerlei Rechten, besonders stellte er dieselbe direkt unter den päpstlichen Stuhl. Später wurde das Stift reichsunmittelbar und seine Äbtissinnen erhielten fürstlichen Rang. In der Reihe der Äbtissinnen ist Mathilde, die Schwester Kaiser Ottos II., eine der ersten und berühmtesten; dieselbe führte mit geschickter Hand während der Minderjährigkeit Ottos III. einen Teil der Reichsgeschäfte. Ihr folgten noch 35 Äbtissinnen, unter denen sich Aurora von Königsmark, die Geliebte Augusts des Starken von Sachsen; Anna Amalie, eine Schwester Friedrichs des Großen, und als letzte Sophie Albertine, Prinzessin von Schweden, befinden.



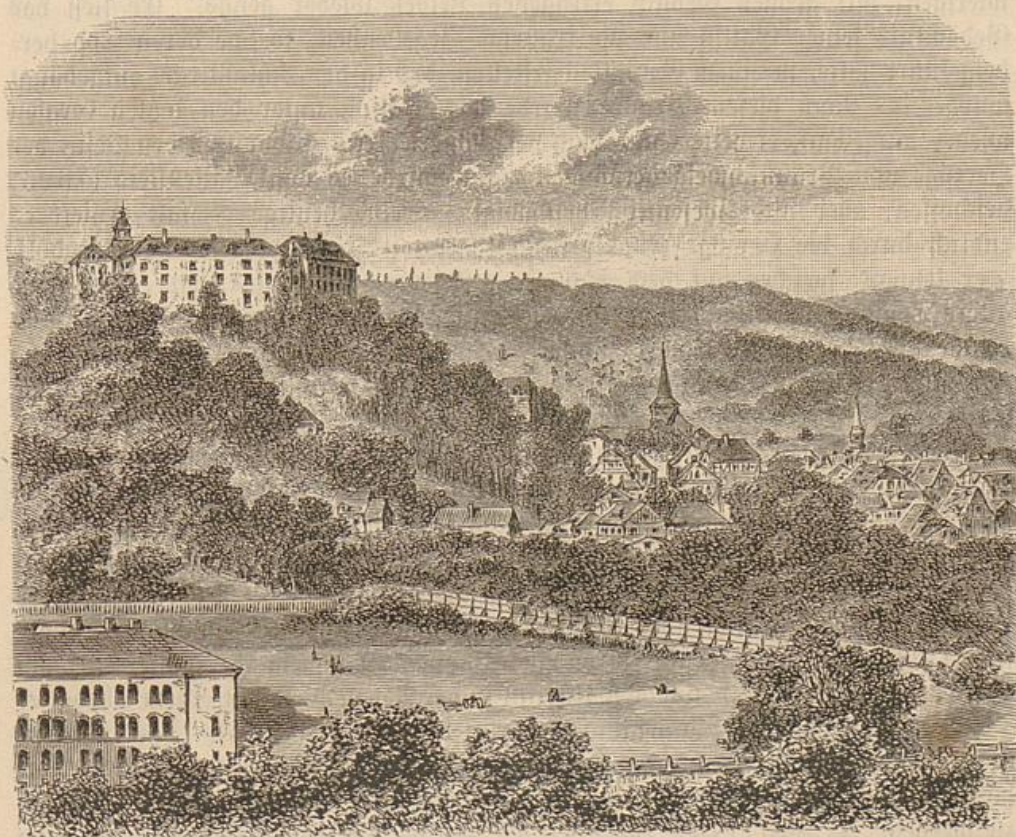
Quedlinburg.

Im Jahre 1802 wurde das Stift, das 1539 evangelisch geworden, aufgehoben und kam an Preußen, dem es nach vorübergehender Zugehörigkeit zu dem Königreiche Westfalen 1815 wiederholt zugesprochen wurde. — Die Schloßkirche verdient vor allem Beachtung; ihre Restaurierung ist augenblicklich nahezu vollendet. Unter dem Chore findet sich, in ihrem ältesten Teile, der Krypta, das Grab König Heinrichs I. und neben ihm die kleine Betkapelle, in der Königin Mathilde diesen ihren trefflichen Gemahl jahrelang schmerzlich beweinte. Neuerdings ist der Steinsarg, welcher die Gebeine der Königin Mathilde, vielleicht auch diejenigen ihres Gemahles, enthält, entdeckt und sichtbar gemacht worden. — Heinrich I. bestimmte die Kirche bei deren Gründung zur Aufnahme seiner Gebeine, dieselbe wurde jedoch erst von Kaiser Otto III. in

ihrer jetzigen Gestalt vollendet und nach dessen Tode (1021) eingeweiht. Noch unter der obern Krypta befindet sich die sogenannte Bußkapelle oder Marterkammer; außerdem ist ein in Sandsteinfelsen gehauenes Grabgewölbe vorhanden, in dem die einst so berühmte Schönheit, Äbtissin Aurora von Königsmark, als Mumie ruht. Das sogenannte Cythergewölbe neben der Oberkirche enthält zahlreiche interessante Altertümer, unter andern einen auf Heinrich I. zurückgeführten Reliquienkasten mit Elfenbeinschnitzereien aus der Geschichte Jesu, einen angeblich bei der Hochzeit zu Kana gebrauchten Krug, den die Kaiserin Theophano aus dem Oriente mitgebracht haben soll, ein in Gold und Edelsteinen gebundenes Evangelienbuch, prächtige Teppiche aus dem 13. Jahrhundert mit eingewirkten allegorischen Darstellungen und auch — den „Bartkamm Heinrichs I.“ Das Schloß enthält die Wohnräume der ehemaligen Fürst-Äbtissinnen, von denen einzelne noch in ihrem ehemaligen Zustande erhalten sind. Unter den vorhandenen Gemälden sind die Bilder der Äbtissinnen, unter welchen sich auch das der Aurora von Königsmark befindet, das des frommen Hofpredigers Scriber und der Kaiserin Katharina II. bemerkenswert. Von einzelnen Zimmern hat man eine schöne Aussicht über die Stadt, auch vom Schloßhofe an der Kirche. Am Schloßplaz fällt das Geburtshaus Klopstocks ins Auge, ein Haus mit zwei Säulen, welches jetzt eine Gedenktafel trägt. Weiter abwärts nach dem Markte zu gelangen wir zu dem „Finkenherd“, einer winkligen Straße, die die Stelle bezeichnen soll, an der Heinrich I. die Nachricht von seiner Königswahl erhielt. Bei diesem Wege können wir auch das Geburtshaus des großen Geographen K. Ritter besuchen, welches sich auf der Steinbrücke an der Ecke der „Worth“ befindet. Am Markte steht das Rathaus, das ein zwar noch junges, jedoch schon höchst sehenswertes Altertümismuseum enthält. Unter den Gegenständen verdienen eine alte Handschrift des Sachsenspiegels, mehrere Kaiserurkunden, eine hölzerne Wurfmaschine, ein von Luther herrührender Pokal, eine Sammlung Quedlinburger Münzen, sowie viele Gemälde fürstlicher Personen hervorgehoben zu werden. Auch der früher erwähnte Gefängnistasten des Grafen Albrecht von Regenstein ist auf dem Rathausboden zu sehen. Die schönste Stadtpromenade Quedlinburgs ist der Brühl, ein schattiger Aufenthalt mit zahlreichen Wegen, die bei dem sogenannten Achteck zusammentreffen. Dieses Stadtwäldchen ist auch mit einem schönen Denkmale Klopstocks geziert, zu dem sich neuerdings auch dasjenige Karl Ritters gesellt hat. Die Bevölkerung Quedlinburgs treibt etwas Industrie (Zucker- und Tuchfabrikation, Tischlerei und Schuhmacherei), namentlich aber Ackerbau und Gärtnerei. Wer sich auf der Bahn der Stadt nähert, der wird in der schönen Jahreszeit angenehm durch die ausgedehnten Blumenfelder überrascht, welche, in allen Farben und teilweise auch mit dem prachtvollsten Dufte erfüllt, sich stundenweit um dieselbe ausdehnen. Der Samenbau und Samenhandel Quedlinburgs ist in letzter Zeit fortgesetzt gestiegen, hat denjenigen Erfurts überflügelt und wird gegenwärtig für den bedeutendsten der Erde gehalten. Unter den Firmen, denen der Quedlinburger Samenbau seinen Weltruf verdankt, ist die der Gebrüder Dippe am hervorragendsten.

Von Quedlinburg liegt in gerader Linie drei Stunden entfernt die früher erwähnte Stadt Blankenburg, die Hauptstadt des gleichnamigen braunschweigischen Fürstentums, mit ungefähr 5000 Einwohnern. Sie dankt ihr Entstehen dem Schlosse, welches sich auf einem Kalkfelsen, dem „Blankenstein“, erhebt.

Daselbe soll bereits Residenz der Grafen im Harzgau gewesen sein, was indes nicht angenommen werden kann; sicherer ist, daß die Erbauung der Burg zu Anfang des 12. Jahrhunderts dem Kaiser Lothar zuzuschreiben ist. Von diesem erhielt sie Graf Poppo, dessen Nachkommen wiederum Vasallen Heinrichs des Löwen und der braunschweigischen Herzöge wurden. Ein Blankenburger Graf wurde in den Fall Heinrichs des Löwen verwickelt und nach Zerstörung seines Schlosses gefangen fortgeführt; seine Nachkommen wurden wieder eingesetzt und starben 1343 aus. Erben waren die Grafen von Regenstein und Heimburg, welche den jüngern Zweig des von Poppo begründeten Dynastenhauses darstellten.



Blankenburg im Harz.

Als auch dieser Zweig ausstarb (1599), kam die Burg und ihr Gebiet an Braunschweig. Einer der letzten Grafen aus dem Blankenburg-Heimburgischen Hause, Ulrich V., that besonders viel zur Verschönerung des Schlosses, wurde aber von schwerem Unheil heimgesucht. Er hatte den haufälligen östlichen Flügel seiner Residenz bis auf den Grund abbrechen und auf denselben einen neuen zwei-stöckigen Holzbau setzen lassen, der soeben vollendet war, als (im November 1546) nachts durch den bestochenen Einweizer des Schlosses unter der Treppe Feuer angelegt wurde. Dieses verbreitete sich so schnell, daß bald das ganze Schloß in Flammen stand. Die gräßliche Familie nebst dem größeren Teile der Dienerschaft wurde von demselben derartig überrascht, daß auf den gewöhnlichen Wegen an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Die gräßlichen Kinder wurden in Tüchern aus den Fenstern hinabgelassen; andre Personen retteten sich auf

dieselbe Weise. Da aber für die hochschwängere Gemahlin des Grafen, eine geborne Gräfin von Stolberg, kein Rettungsmittel vorhanden zu sein schien, so wollte sich Ulrich von ihr nicht trennen, und auch der Hofmeister beschloß mit seiner Frau bei der Herrschaft auszuharren. Die Gräfin versuchte vergeblich ihren Gemahl zu bewegen, daß er auf Rettung bedacht wäre und sich für seine Kinder und Unterthanen erhielte; aber erst als dieselbe nebst ihrer Hofmeisterin erstickt war, bemühte sich der Graf zu entkommen und wurde in der That durch den Opfermut eines Zimmermanns aus den Flammen gerissen, nach ihm der Hofmeister. Dieser starb an den Verletzungen, während der Graf nach langwierigen, mit großer Geduld ertragenen Leiden wieder genas. Er ließ das Gedächtnis seiner Gattin und die traurige Begebenheit, welche deren Tod herbeigeführt hatte, in einem Gedichte darstellen, das in der Schloßkirche aufgehängt wurde. — Nach diesem Brande wurde das Schloß unter den letzten Grafen wieder aufgebaut, erweitert und auch verschönert. Als es dann in den Besitz der Herzöge von Braunschweig gekommen war, wurde es von Wallenstein (1625) beschossen, aber nicht wesentlich beschädigt. Seine heutige Gestalt erhielt es endlich durch die Herzöge Rudolf August, Anton Ulrich und Ludwig Rudolf. Der letztere, welcher auf dem Schlosse residierte, erlebte die Ehre, daß seine ältere Tochter, Christine Elisabeth, dem Kaiser Karl VI. als Gemahlin die Hand reichte (1708), während ihre jüngere Schwester, Charlotte Christine Sophie, sich mit Alexei, dem Sohne Peters des Großen, vermählte (1711) und die Mutter des späteren Zaren Peters II. wurde. Damals sah das Schloß seine glänzendsten Zeiten. Aber, wenn auch das Los der älteren Prinzessin auf dem Kaiserthron ein glückliches war und ihr in der hochherzigen Maria Theresia eine würdige Tochter erblühte, die jüngere mußte den Leidenskelch recht tief kosten. Ihr roher Gemahl mißhandelte sie aufs schmähdichste, bis ihr einige Vertraute, nachdem sie durch die Faustschläge ihres Gemahls zu Boden geschlagen war, heimlich zur Flucht nach Amerika verholfen. Ihrem Gemahl sagte man, sie sei tot, und beerdigte statt ihrer eine Puppe. Nachdem ihr würdiger Gemahl gestorben war, vermählte sich diese Fürstin in der Neuen Welt mit einem Chevalier d'Hubert, um später, wenig gekannt, in Brüssel zu sterben (1770). Das Blankenburger Schloß zeigt noch jetzt das Bildnis der schwergeprüften Fürstin, die hoffnungsvoll von ihm in den fernen Osten gezogen war, um dort unglücklich zu werden. — Seit 1747, wo hier die Mutter der erwähnten Prinzessinnen starb, ist das Blankenburger Schloß nicht mehr dauernde Residenz gewesen, daher es allmählich in Verfall kam. Erst der jetzige Herzog Wilhelm hat es würdig erneuert und residirt seitdem häufig zur Jagdzeit in ihm. Dann finden sich oft auch hohe Gäste bei ihm ein, um das Vergnügen des edlen Weidwerks mit ihm zu teilen. — Das Schloß enthält vielerlei Sehenswürdigkeiten. Zu denselben gehört das Geburtszimmer Maria Theresias und eine Anzahl von Prachtfälen, welche viele kostbare Gemälde von Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Tenier und andern, Waffen, Antiquitäten und Kunstwerke bergen. Von dem Billardzimmer aus eröffnet sich eine prächtige Aussicht, die bis Magdeburg reicht. — Hinter dem Schlosse breitet sich der herzogliche Wildpark aus, durch welchen sich prächtige Waldwege ziehen und den zahlreiche Hirsche bevölkern; in ihm liegt auf einem hervorragenden Punkte das verfallende Jagdschloß Luisenburg, erbaut und benannt von der Herzogin Christine Luise, der Großmutter Maria Theresias.

Eine höchst anmutige Wanderung führt durch den Wildpark auf dem Herzogswege und über den prächtigen Aussichtspunkt „Ziegenkopf“ nach der Waldmühle am ehemaligen Cistercienserkloster Michaelstein, das jetzt Domäne ist. — Die höchst altertümliche Stadt, welche sich terrassenförmig bis zur halben Höhe des Schloßberges hinaufzieht, verdankt der Burgansiedelung auf dem Blankenstein ihr Dasein; angeblich soll sie schon im 10. Jahrhundert Mauern nebst 42 Türmen und Warten besessen haben. Unter Kaiser Friedrich I. wurde sie eingenommen und fast ganz zerstört (1182), von Wallenstein (1625) beschossen, dann angezündet (1628) und mehrfach gebrandschatzt; erst unter der braunschweigischen Herrschaft erholte sie sich wieder. Unter den Gebäuden ist das Rathaus besonders hervorzuheben, welches 1233 erbaut, 1584 erhöht und 1735 restauriert worden ist. Auf den Erhöhungsbau bezieht sich eine Inschrift über der Thür des oberen Saales, welche lautet:

„Die Bauherrn haben davon bekommen geringen Lohn, denn wer dient jungen Kindern	und einer ganzen Gemein', desselben wird sein Dank und Lohn viel zu klein.“
---	---

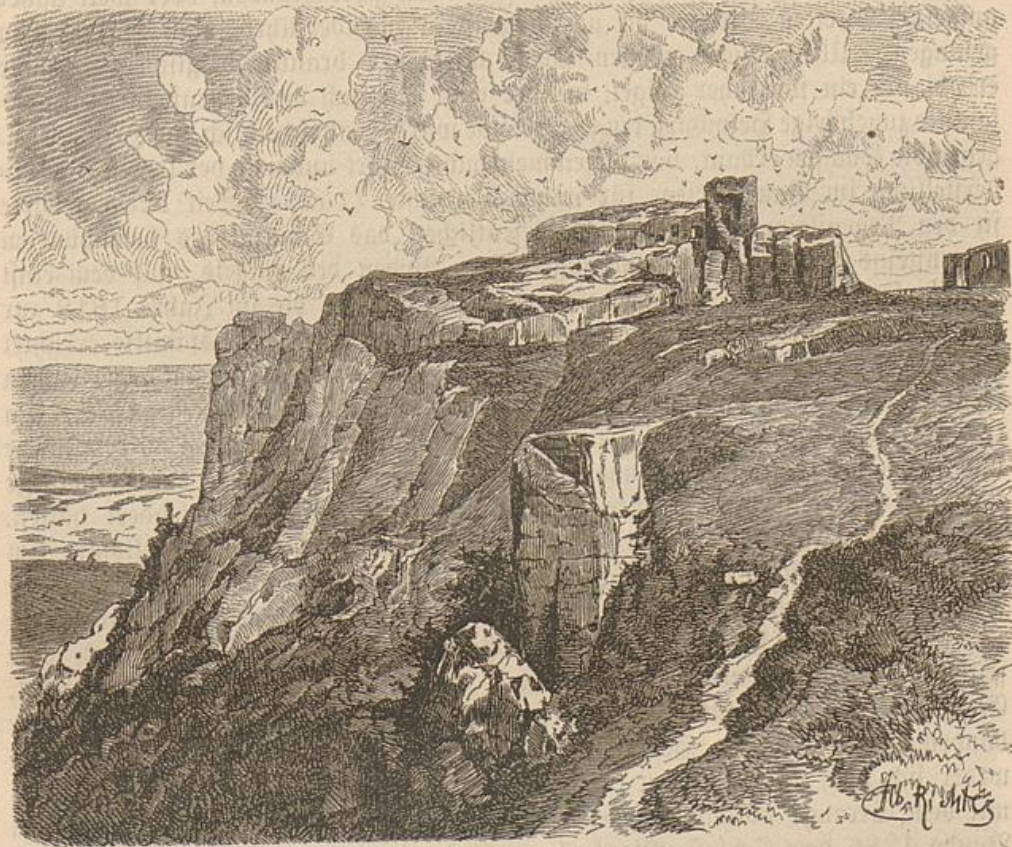
Die Stadtkirche enthält Grabstätten der Grafen von Regenstein aus dem 14. Jahrhundert. Ein Eckhaus an der Tränkestraße bewohnte der spätere König Ludwig XVIII., als dieser noch als Graf von Artois, vor der Revolution flüchtig, in Blankenburg lebte (1796—1797). In der Umgegend befindet sich das Hüttenwerk der vereinigten Harzwerke mit einer unterirdischen Eisenbahn nach den Eisensteingruben; außerdem sind Steinbrüche und Gruben, in denen Erdfarben gewonnen werden, vorhanden. Wegen des milden Klimas (mittlere Jahrestemperatur von $+9,55^{\circ}\text{C.}$) und seiner prächtigen Promenaden ist Blankenburg als klimatischer Kurort geschätzt; besonders finden Nervenleidende in der Heilanstalt des Dr. Müller, die am „Tie“ in reizenden Parkanlagen liegt, einen zuträglichen Aufenthalt. Auch ein schön gelegenes Pensionat für junge Mädchen, ein prächtiges neues Gymnasialgebäude gehören zu den schätzenswerten Instituten der Stadt. — Auf dem „Tie“, einer großen mit Linden umgebenen Wiese, die eine alte Dingstätte darstellt, findet zu Anfang Juli das Freischießen statt, das sich zu einem Volksfeste mit allerhand Belustigungen gestaltet.

Schon mehrfach ist des Regensteins oder Reinsteins gedacht worden, auf welchem ein Zweig des Blankenburger Grafenhauses residierte; wir wenden uns dieser Burg zu, welche von der Stadt gegen Norden hin in $\frac{3}{4}$ Stunden erreicht wird. Sie liegt auf einem Sandsteinfelsen (283 m hoch) und ist dadurch merkwürdig, daß ein großer Teil ihrer Gemächer in die Felsen gehauen ist. Im Jahre 1160 erbaut, diente sie nach dem Aussterben der Blankenburg-Regensteiner Grafen längere Zeit als brandenburgische Festung und wurde als solche noch von den Franzosen im Siebenjährigen Kriege erobert. — Als interessante Einzelheit verdient erwähnt zu werden, daß ein „Conrad comes de Regenstein“ in einer der ältesten für Berlin wichtigen Urkunden (vom Jahre 1232) vorkommt. Der Graf Albert von Regenstein, welcher von den Quedlinburgern gefangen wurde, ist bereits erwähnt worden. Seine letzten Sprößlinge sollen furchtbare Raubritter gewesen sein, und die Sage erzählt von ihnen folgendes: Graf Friedrich von Reinstein wurde lange Zeit hindurch von seiner Gattin, die er zärtlich liebte, mit keinem Sohne beschenkt. Da beschloß er, den Geist seines Ahnherrn, der in der Tiefe des Schloßbrunnens hauste und jedesmal, wenn

seinem Hause etwas Wichtiges bevorstand, an dem Brunnenrande zu erscheinen pflegte, über die Zukunft zu befragen. Um Mitternacht trat er daher an die geheimnisvolle Stelle; alsbald erschien der Geist an dem Brunnenrande als lange weiße Gestalt und sprach: „Ich kenne dein Begehren; geh' nur getrost zurück, denn dein Weib soll dir bald einen Knaben schenken, der dein Geschlecht bis in die fernsten Zeiten fortpflanzen soll.“ Froh kehrte der Graf zurück und ward schon nach Jahresfrist Vater eines prächtigen Knaben, der den Namen Konrad erhielt. Und wiederum nach einem Jahre ward ein zweiter Sohn geboren. Erfreut trat der Graf nach dieser zweiten Geburt um Mitternacht wieder an den Brunnenrand, um dem Geiste freudigen Herzens zu danken. Doch dieser erschien ihm jetzt mit kummervoller Miene: „Freue dich nicht über diesen zweiten Sohn, denn er wird meinen Namen tragen, seinen Stamm vernichten — und dann soll ich gleichfalls Ruhe finden.“ Diese Mitteilung brachte bei den Eltern große Trauer hervor; der Knabe aber wurde absichtslos Helmold genannt, wie auch der wilde Ahnherr geheißen, der zur Strafe bis zu Reinsteins Fall in den Brunnen der Burg gebannt worden war. Da sich nun alle Liebe der Eltern dem älteren Sohne Konrad zuwendete, während Helmold wenig beachtet unter dem Gesinde lebte, wurde der letztere roh und sittenlos, und als ihn sein Vater einst stark züchtigte, verließ er heimlich das Schloß, irrte lange in den Wäldern umher und gelangte zu einer wilden Räuberbande, die ihn gern aufnahm und wegen seiner Verwegenheit und Kühnheit zum Hauptmann erwählte. Als der alte Graf starb, sandte der entartete Helmold zu seinem Bruder Konrad und forderte denselben auf, ihm sofort sein Erbe auszuhändigen. Als Konrad zögerte, zwang ihn Helmold mit Gewalt zum Nachgeben, und sie kamen dahin überein, daß die Herrschaft von ihnen gemeinsam geführt werden sollte. Die Räuber zogen nun als Knappen mit auf die Burg und begannen, als ihnen das heutelose Stillleben nicht mehr behagte, auf Wegelagerung auszuziehen.

Vergeblich widersetzte sich Konrad, doch Helmolds Wille siegte; und als dieser nach seines Bruders Tode alleiniger Herr geworden war, wurde der Reinstein ein höchst gefürchtetes Raubnest. Einst raubte der Graf ein schönes Mädchen von der Heimbürg, das er zum Weibe beehrte. Als die Schöne aber alle seine Anträge kalt zurückwies, wurde sie in ein fürchterliches Verließ geworfen. Aus dem vernehmbaren Brausen des Windes entnahm die Unglückliche, daß die Wand ihres Kerkers nicht dick sein könnte, und begann daher mit dem Ringe ihres Geliebten an dem Felsen zu kratzen. Dieser war weich und gab nach, und siehe, so langsam auch der Fortschritt war, nach Jahr und Tag drang das Licht durch einen Spalt in den Kerker, und die Öffnung wurde schließlich groß genug, um sie hindurchzulassen. Doch nur unter großer Gefahr gelang es ihr, von der Öffnung aus die jähen Felsen hinabzuklimmen und glücklich wieder zu den Ihrigen zurückzukommen. Ihr Bräutigam und ihre Verwandten zogen nun vor das Raubnest, und als sie es nicht mit Gewalt zu erstürmen vermochten, griffen sie zur List. Helmold hatte die Belagerer abziehen sehen und wollte die augenblickliche Befreiung zur Verproviantierung benutzen. Auf seinen Befehl erschienen denn auch Scharen von Bäuerinnen, um Butter, Käse, Eier u. dergl. herbeizuschleppen. Kaum aber war die Zugbrücke niedergegangen und das Thor geöffnet, da warfen die angeblichen Bäuerinnen ihre Kleider ab und standen als rüstige Krieger da, die, von außen verstärkt, die niederträchtige Burgmannschaft

halb bewältigten. Der Graf sah sich überlistet und sann auf Rettung. Seine Mägde mußten ihn in Betten einnähen und an langen Tauen auf der unbefestigten steilsten Burgseite hinablassen. Unten angelangt, schnitt er die Umhüllung durch und entkam glücklich. Noch jetzt wird in einem Felsgemache die Stelle gezeigt, an der er entkam. Die Burg wurde von den siegreichen Feinden zerstört, doch gelang es dem Raubgrafen, sie wiederherzustellen und sein Anwesen neu zu beginnen. Da kam der Herzog von Braunschweig herbei, erstürmte und zerstörte die Burg, und Graf Helmold fand im Handgemenge seinen Tod. —



Regenstein bei Blankenburg.

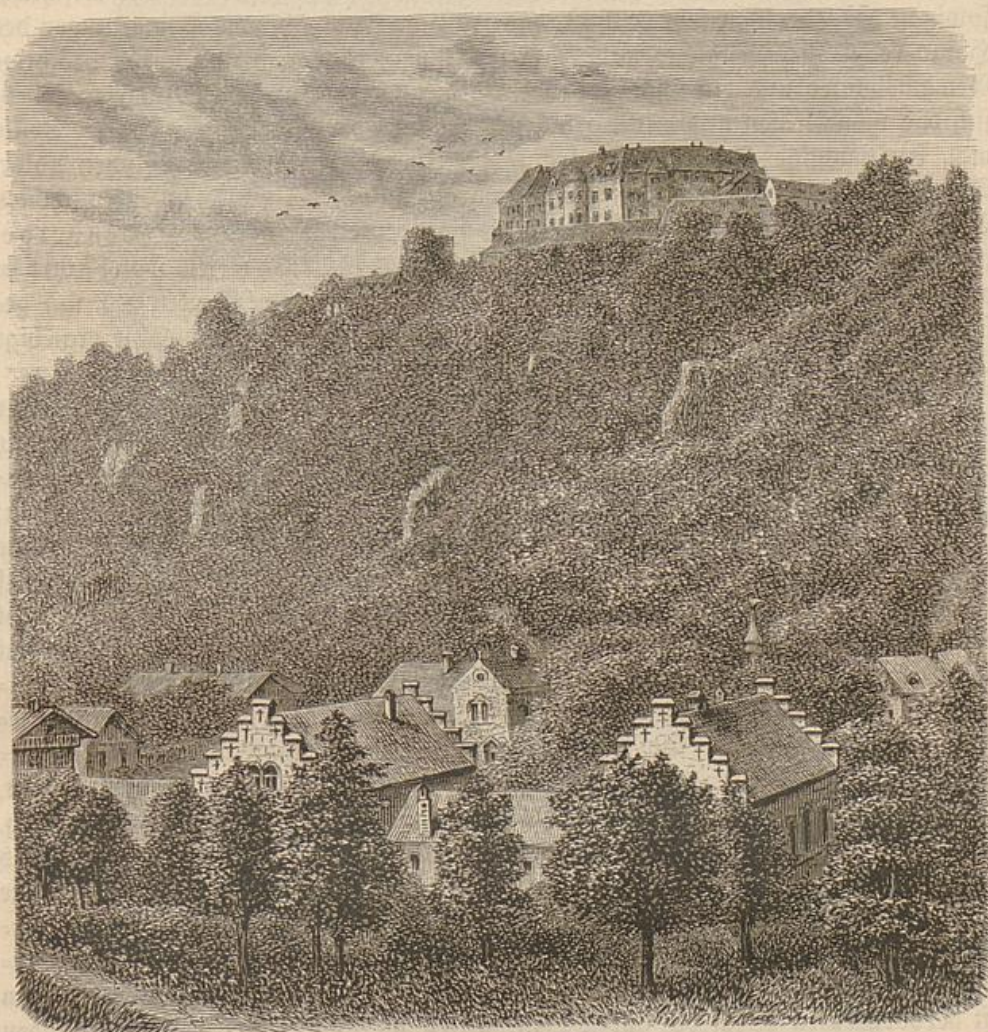
Soweit die Sage. Die Zerstörung des sehr festen Felsenestes bewirkte Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, auf dessen Befehl. Die Trümmer sind seitdem mehr und mehr verfallen, doch finden sich immer noch erhebliche Reste derselben vor. Eine Stelle auf vorspringendem Felsen, von der aus man die schönste Aussicht auf den ganzen Harz hat, wird der „Generalsitz“ oder der „verlorene Posten“ genannt. Hier, wo sich der Sandsteinfels 85 m jäh über die Ebene erhebt, soll einst in stürmischer Nacht ein Wachtposten mit samt dem Schilderhaus in die Tiefe geschleudert worden sein. Die ablösenden Kameraden, welche ihn nicht mehr fanden und nun in die Tiefe eilten, um die Leiche des Verunglückten aufzuheben, sahen diesen, wie erzählt wird, zu ihrem freudigen Erstaunen unten munter und gesund sitzen, da er sich nur den Fuß „verstaukt“ hatte. Ein glaubhafter Berichterstatter erzählt, daß

zu Anfang der dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts ein Jäger im Beisein der damaligen Wirtin von dem nämlichen Punkte in die Tiefe gesprungen, aber von der nachforschenden Behörde fast ganz ohne Verletzung unten aufgefunden worden sei; undankbar für die wunderbare Erhaltung, habe sich jedoch der Jäger bald darauf im Huywalde erhängt. — Von der Nordseite aus schaut man in der Tiefe ein weißes, von schmutzigen Streifen durchzogenes Sandfeld, das nicht mit Unrecht mit dem von Moränen bedeckten Gletschereise verglichen worden ist.

Von Blankenburg aus kann man entweder über das schon erwähnte, schön gelegene ehemalige Kloster Michaelstein in etwa zwei Stunden, oder weit näher auf einer direkten Straße, die am Regenstein vorüberführt, nach Heimbürg gelangen. Über einem großen Dorfe mit einer braunschweigischen Domäne erhebt sich ein stattlicher Hügel, welcher einst die auch der Regensteiner Grafenfamilie zugehörige Heimbürg trug. Dieselbe wurde wahrscheinlich von Heinrich IV. gegen die Sachsen erbaut, von diesen mehrfach zerstört und nach der letzten Wiederherstellung im Bauernkriege für immer vernichtet (1525). Seit 1285 gehörte sie den Regensteinern und hat im wesentlichen das Schicksal des benachbarten Regensteins geteilt. Auf dem abgeebneten Boden des Hügels, auf dem einst die Grafenburg stand, befindet sich jetzt eine Kapelle, die im Jahre 1818 zur Erinnerung an einen Aufenthalt der braunschweigischen Herzogsfamilie errichtet worden ist. Aus der Zeit des Faustrechtes werden folgende Heimbürger Sagen erzählt: Ein Reijiger kam einst von Halberstadt zu der Heimbürg zurück. Da traf ein kläglicher Anblick sein Auge; ein verkrüppelter Mann lag an dem Wege und schien nicht weiter zu können. Auf Befragen erzählte er, daß böswillige Knappen ihm seine Krücke entzogen und auf einen Baum geschleudert hätten. Als nun der Brave von seinem Rosse stieg und mit Mitleid den Baum erklimmte, um der Krücke habhaft zu werden, schwang sich der heuchlerische Räuber auf das schöne Roß und suchte das Weite. Da stieg der Ritter vom Baume herab und schalt: „O du ungetreuer Bohm!“ Der arme Baum ist längst abgestorben, aber seine frühere Stelle bei Heimbürg heißt noch immer die „ungetreue Baumbreite“. Eine andre Sage erzählt: Zur Zeit, wo das Raubwesen im Lande herrschte, verbanden sich viele Grafen, Herren und Geistliche miteinander und gelobten, daß sie weder sich noch andre hinfort berauben, die Übertreter dieses Gelöbnisses aber mit dem Strange abthun wollten. Da geschah es, daß ein Graf aus diesem Bunde 1386 dem Schlosse Blankenburg übel mitspielte, wofür er laut Richterspruch an einer Eiche bei Heimbürg aufgehängt wurde. Die Eiche ist nicht mehr vorhanden, der Ort jedoch heißt noch jetzt die „Hängeeiche“.

Über Heimbürg führt eine gute Landstraße, welche Blankenburg und Wernigerode miteinander verbindet. Mit Wernigerode betreten wir die reizende Hauptstadt der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, welche außer dieser noch den Flecken Ilseburg, zwölf Dörfer, fünf Rittergüter und elf gräfliche Landwirthschaften, im ganzen fast 5 □ Meilen umfaßt. Zu den Besitzungen gehört, wie früher bereits bemerkt, auch der ganze Brocken. Der gegenwärtige Besitzer der Grafschaft, Graf Otto, ist gleich ausgezeichnet durch seine Geistesgaben, mit denen er dem Vaterlande bereits in hohen Stellungen (Vizekanzler des Deutschen Reiches und Präsident des preußischen Staatsministeriums) gedient hat, wie durch die Umsicht und Sorgfalt, mit welcher er seine Besitzungen verwaltet. — Von den Herren von Arnstedt oder Arnstein abstammend, tritt

zuerst ein Graf Adelbert von Wernigerode um 1121 in der Geschichte hervor. Der Ort Wernigerode existierte damals schon, gab also wohl der Burgansiedelung den Namen. Ursprünglich den Bischöfen von Hildesheim und Halberstadt untergeben, wurden die Grafen später Vasallen des Markgrafen von Brandenburg (1268). Als die männliche Linie ausstarb, erbte Graf Botho Heinrich von Stolberg als der Gemahl der Erbtochter die gesamten Besitzungen (1429) und begründete dadurch das jüngere Haus der Grafen von Stolberg-Wernigerode.

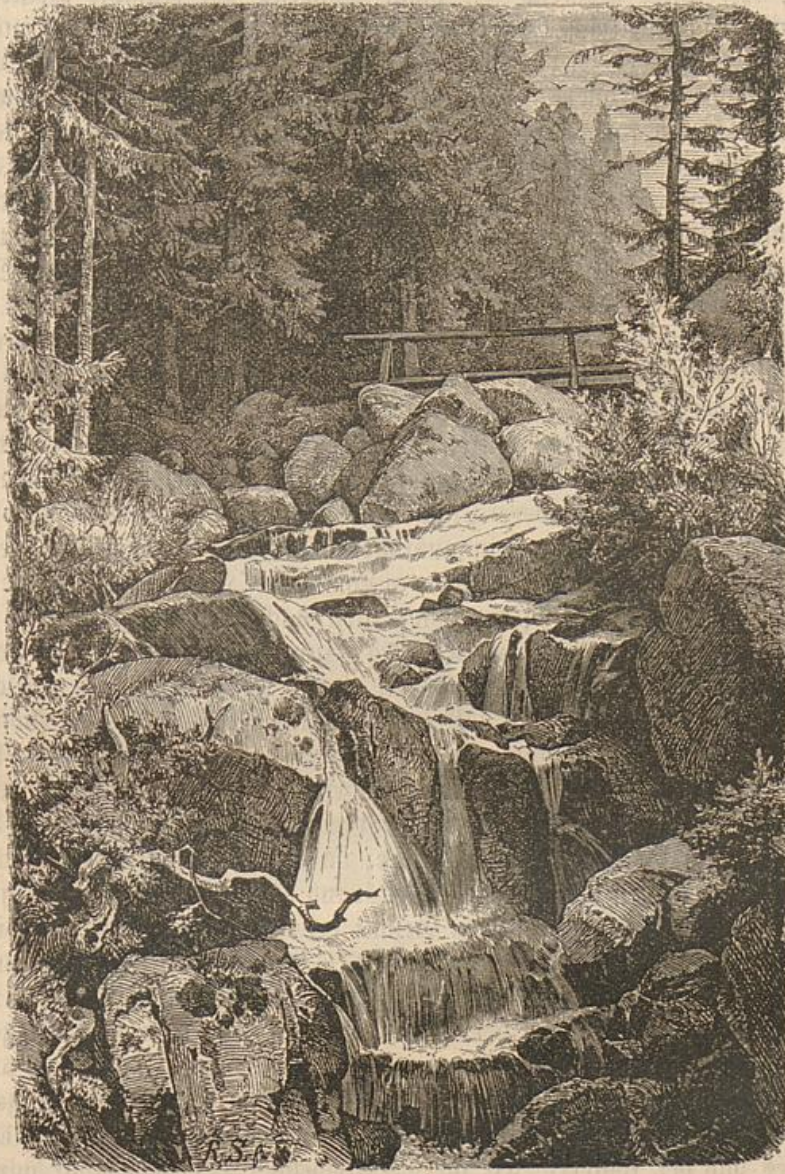


Schloß Wernigerode.

Das Schloß erhebt sich auf einem anmutig geformten, die Stadt um 120 m überragenden Berge, zu welchem man auf einer guterhaltenen Chaussee an dem prächtigen Lustgarten vorüber und durch den Hof des gräflichen Marstalls emporsteigt. Das früher sehr altertümliche und einfache Schloß wird durch großartige Um- und Neubauten für den jetzigen Grafen zu einer prachtvollen Wohnstätte gestaltet, und zwar in gotischem Stile. Bereits ist die herrliche Schloßkirche vollendet, eine neue Haupttreppe führt in die oberen Teile hinauf, der Ritteraal ist vollendet, der Altan, der Waffensaal und die Wohnung der

Gräfin. Eine neue eiserne Röhrenleitung versorgt das Schloß mit trefflichem Quellwasser. Leider hat die oft recht rohe Belästigung des freundlich gesinnten Besitzers durch frühere Besucher zu der Beschränkung geführt, daß das Publikum nur noch die erste Terrasse, nicht aber die oberen Teile besuchen darf; dadurch geht ein wesentlicher Teil der prächtigen Aussicht und die Gelegenheit, des Neubaues Pracht und Kunst zu bewundern, verloren. Der schon erwähnte Lustgarten enthält in dem früheren Orangeriehause die 80 000 Bände zählende gräfliche Bibliothek, die namentlich in den Gebieten der altdeutschen Litteratur und Geschichte sowie in der Theologie sehr reich ist, das gräfliche Archiv und die Sammlungen des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde; ebenda befinden sich prächtige Gewächshäuser und ein schönes neues Palmenhaus. Vor dem Lustgarten erhebt sich das vom Grafen den 1866 gefallenem Söhnen der Grafschaft errichtete Denkmal, ein mächtiger Granitbau, gekrönt von einem vergoldeten preussischen Adler. Das Schloß ist von dem wildreichen Tiergarten umgeben. Will man einen schönen Blick auf das Grafenschloß haben, so findet man denselben auf dem Lindenberge, welcher jetzt mit einem guten Hotel versehen ist; ein Weg von diesem Hotel führt zu dem Lindenbergskopf, welcher noch weitere Blicke (nach dem Brocken u. s. w.) gestattet. Am Büchenberge (1½ Stunden entfernt) finden sich höchst ergiebige Eisensteingruben. Einer der Hauptausflüge führt zu der „Steinernen Kenne“, für deren Besuch etwa drei Stunden erforderlich sind. Die Holzemme bildet hier im jähen Absturz eine Anzahl von Raskaden, die bei ausreichender Wasserfülle einen prächtigen Anblick gewähren. Die Gewässer werden durch große Felsblöcke gehemmt, die sie aber im rauschenden Absturze umgehen oder überhüpfen; schöner Wald mit Felsenklippen umrahmt das prächtige Bild. In der Nähe eröffnen die Kenneklippen mit der „Wodanshöhe“ eine köstliche Aussicht auf das Gebirge und nach Wernigerode zu. — Es erübrigt uns, auch in diese Stadt einen flüchtigen Blick zu thun. Diese liegt an dem Flüsschen Holzemme und hat gegenwärtig etwa 8300 Einwohner, zu denen noch 250 im Schloß und die unmittelbar angrenzenden Dörfer Röschenrode und Hasserode mit 3650 Bewohnern hinzukommen. Die Stadt und ihre beiden Vorstädte machen einen ungemein sauberen, freundlichen Eindruck. Die Häuser sind größtenteils gut abgeputzt, ein Blick durch die Fenster in das Innere zeugt von Wohlstand und Ordnung, und zahlreiche Läden bieten Waren für die mannigfachsten Bedürfnisse des Lebens in einer Reichhaltigkeit dar, wie man es in einem Städtchen von dieser Größe nicht erwartet; ebenso sind gute Gasthäuser und Restaurationen in Menge vorhanden. Alles dies ist dem Einflusse der reichen und schönheitsliebenden Grafenfamilie und dem starken Fremdenverkehre zu verdanken. Der letztere wiederum ist hervorgerufen durch die schöne Lage mitten in prachtvollen Waldpromenaden und herrlichen Aussichtspunkten, durch die günstigen Verbindungen nach allen Seiten, besonders aber auch durch das milde Klima des Ortes. Sehen wir doch hier am Schloßberge, wie auf dem von Heidelberg, sogar die Edelkastanie (*Castanea vesca*) in Bäumen von 13 m Höhe gedeihen. Kein Wunder daher, wenn sich in Wernigerode Gesunde und Rekonvaleszenten gern auf längere Zeit ansiedeln. — Da vielfache Brände die Stadt heimgesucht haben, so sind nicht mehr viel alte Häuser vorhanden. Unter denselben ist besonders das Rathaus zu erwähnen, das einen malerischen Eindruck macht; über seiner Thür finden wir den Denkpruch: „Einer acht's, der andre verlacht's, der dritte betracht's, was

machts?“ Von den Kirchen ist die Liebfrauenkirche wegen eines schönen „Christus am Kreuz“ von Bernhard Rohde, die St. Sylvesterkirche wegen der Grabmonumente besuchenswert. Unter den Neubauten fesselt besonders das schöne Gymnasialgebäude in gotischem Stile, welches der jetzige Graf in edler Munifizenz für die von ihm unterhaltene Schule am Westerntthore aufgeführt hat.

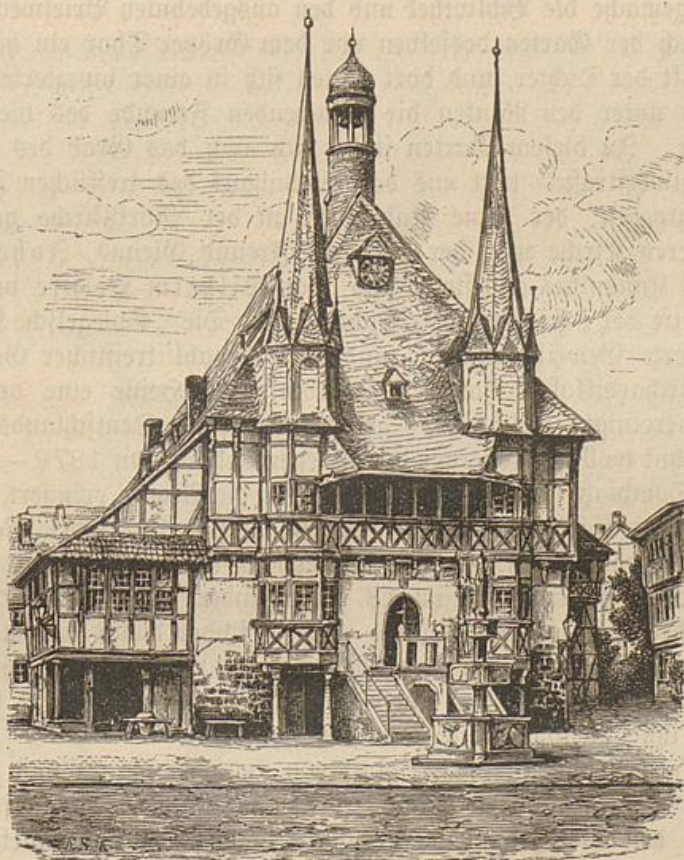


Steinerne Renne.

Von Wernigerode aus leitet uns die Holzemme über Derenburg nach Halberstadt, das sich aus einer fruchtbaren Ebene an eben diesem Flüsschen höchst malerisch erhebt. Kleine Vorberge des Harzes begrenzen das Weichbild der Stadt gegen Süden in unmittelbarer Nähe, und darüber hinaus erhebt sich imposant das Harzgebirge selbst, während von Nordwesten her der Huywald herüberwinkt. Der südliche Teil der Stadt liegt auf einem Plateau, der nördliche

senkt sich zum Flußthale und ist mit dem ersteren durch Treppen und abschüssige Straßen verbunden. — Halberstadts Ursprung fällt in eine weit frühere Zeit als der der meisten Harzstädte; es wurde 996 vom Bischof Arnulf erbaut und mit Stadtrechten versehen. Nachdem es unter günstigen Verhältnissen schnell emporgeblüht war, wurde es im Laufe des 12. Jahrhunderts mehrfach niedergebrannt, erst unter Heinrich V., dann während der Kämpfe Heinrichs des Löwen mit Bischof Ulrich (1179). Im Jahre 1203 wurde es mit festen Mauern und tiefen Gräben versehen und gleichzeitig durch die Vorstädte Westerdorf und Vogtei vergrößert. Seitdem wuchs seine Bedeutung noch mehr, und die Bischöfe sorgten fortgesetzt für seine Verschönerung. Oft tagten Reichstage in seinen Mauern, und die Kaiser kamen oft hierher, um die hohen Kirchenfeste zu begehen. An den Streitigkeiten und Kämpfen der Zeit waren die Halberstädter Bischöfe häufig beteiligt, besonders hatten sie mit den benachbarten Dynastengeschlechtern (den Regensteinern u. s. w.) schwer zu kämpfen. Nachdem die Reformation früh Eingang gefunden hatte, wurde das Bistum von benachbarten Fürsten (braunschweigischen, sächsischen u. s. w.) verwaltet, bis es durch den Westfälischen Frieden Kurbrandenburg zugesprochen wurde; dieses ließ es anfangs gesondert verwalten. Die alten Wälle und Mauern der Stadt sind längst abgetragen, die Gräben zugeschüttet, so daß dadurch Raum für Erweiterungen geschaffen wurde. In dem älteren Stadtteile finden sich viele ehrwürdigen Häuser mit Holzschnitzwerk, deren obere Stockwerke um eine Schwellenstärke, bisweilen bis zu $\frac{1}{2}$ m, über die unteren hinausragen. Die Merkwürdigkeiten der Stadt drängen sich in dem oberen Stadtteile zusammen. Hier zieht sich die Hauptverbindungsline in der Richtung von Osten nach Westen, mit dem „breiten Thore“ beginnend, über den „breiten Weg“ zum Fischmarkt. Auf demselben erhebt sich das altertümliche Rathaus mit einem riesigen Roland, welches von 1360—1381 erbaut worden ist. Gegenüber liegt der Ratskeller (von 1461). Das Rathaus trennt den Fischmarkt von dem Holzmarke, an diesen schließen sich weiterhin die Schmiedestraße, Westerdorf-, Johannisstraße und Johannis Thor. Nördlich von dieser Straßenlinie liegt der Domplatz, ein großes Rechteck, an dessen Südseite die Liebfrauenkirche, an dessen Nordseite der schöne Dom aufragt. Der letztere ist nach seiner Zerstörung im Jahre 1179 zu Anfang des 13. Jahrhunderts in seiner heutigen Gestalt erbaut worden. Er hat die Form eines lateinischen Kreuzes, ist 129 m lang, $22\frac{1}{2}$ m breit, $29\frac{1}{2}$ m hoch und ruht auswärts auf 24 Strebepfeilern. Das Innere macht einen wahrhaft majestätischen Eindruck. Es wird von herrlichen, schlank aufragenden Säulen getragen; die Seitenschiffe sind zwar schmal, aber von bedeutender Höhe; das durch die hohen Fenster einfallende Licht wird durch treffliche Glasmalereien gedämpft. Die großen Giebel Fenster des Querschiffes zeugen durch die Art ihres glänzenden Maßwerkes von der späteren Zeit ihres Entstehens. Der hohe Chor wird durch eine gotische Steinwand von dem Schiffe getrennt, bildet also einen kleinen Dom für sich. Das herrliche Gebäude ist von 1850—1871 völlig restauriert worden, so daß es jetzt nicht mehr durch spätere Ein- und Anbauten verunziert wird. Der Domplatz enthält unter andern Sehenswürdigkeiten und Reliquien einen Bischofsstuhl von 1510 und eine von dem früheren Oberdomprediger Augustin zusammengestellte, historisch geordnete Sammlung kirchlicher Gewänder. Nahe dem Haupteingange des Domes liegt ferner der Teufelsstein.

Als der Dom gebaut wurde — so erzählt die Sage — half der Teufel zur Nachtzeit eifrig mit, weil er glaubte, daß es eine Schenke werden sollte. Als nun aber die ehrwürdigen Kirchenhallen und Wölbungen immer höher emporstiegen, erkannte er seinen Irrtum, und ergrimmt warf er vom Harze her, weit über die Teufelsmauer bei Blankenburg hinweg, ein gewaltiges Felsstück nach dem Dom hin, das etwa 100 Schritte vor demselben niederfiel. Später verständigten sich der Teufel und die Bauleute, und es wurde neben dem Dome der Domkeller, ein Weinkeller, angelegt, wo der Teufel sein Wesen hinreichend treiben konnte. Der „Teufelsstein“ stellt vielleicht einen alten heidnischen Opferaltar dar.



Das Rathaus in Wernigerode.

Die Liebfrauentirche, welche, wie erwähnt, dem Dome gegenüberliegt, ist von 1135—1284 erbaut und bildet ein prächtiges Gotteshaus im romanischen Stile mit vier Türmen; dasselbe ist von König Friedrich Wilhelm IV. 1848 restauriert worden und dient jetzt der reformierten Gemeinde. In dem neben der Liebfrauentirche gelegenen „Petershof“ (auch „Komisse“ genannt) residierten einst die Bischöfe, jetzt dient das Gebäude als Steueramt. Gleichfalls am Domplatz befindet sich der mit den Wappen der Spiegels, Krossegks und anderer Geschlechter geschmückte Bogengang der „Zwickel“. Man zeigt in Halberstadt auch das Haus, in welchem der Ablaßkrämer Tezel wohnte.

Der neueren Zeit gehören mehrere Gebäude der Stadt an, die uns an

litterarische Berühmtheiten erinnern. So begegnet uns am Domplatze das Sterbehauß Gleims, des liebenswürdigen Dichters der „Lieder eines preussischen Grenadiers“, der als Domsekretär in Halberstadt die Dichter seiner Zeit um sich zu versammeln suchte und in edler Freigebigkeit manchem bedrängten Poeten Zuflucht und ansehnliche Unterstützung gewährte. In dem sogenannten „Freundschaftstempel“ hatte der biedere „Vater Gleim“ eine große Sammlung von Dichterporträts (über 100 Nummern) aufgehängt, und als er 1803 starb, bestimmte er sein Wohnhaus zu einer Familienstiftung, durch welche die wertvollen Schätze, die er zusammengefügt, weiter verwahrt werden sollten. So sehen wir denn noch jetzt hier die Bilder unsrer vaterländischen Dichter und finden in einem Nebengemache die Bibliothek und den ausgedehnten Briefwechsel Gleims. Einst war auch der Garten desselben vor dem Gröper Thor ein häufiger Vereinigungspunkt der Dichter, und dort hatten sich in einer tapezierten Stube des Gartenhauses unter den Ranken die besuchenden Freunde des biederen Alten eingeschrieben. In diesem Garten findet sich auch das Grab des letzteren. — In der „Lichtwerstraße“ tritt uns das Wohnhaus des trefflichen Fabeldichters Lichtwer entgegen, der seine Ruhestätte an der Moritzkirche gefunden hat. An der letzteren Kirche war der poetische Freund Gleims, Johann Georg Jacobi, als Kanonikus angestellt, und auch Wilhelm Heine verkehrte zeitweise im Kreise der „Halberstädter Dichter“. — Die „Spiegelsche Kurie“ birgt eine sehenswerte Geweihsammlung und eine Anzahl trefflicher Gemälde, und auf dem Burghardtkloster hat der Oberamtmann Heine eine ornithologische Sammlung vereinigt, welche die „größte und beste Deutschlands“ sein soll. Nicht unerwähnt wollen wir ferner das Kriegerdenkmal von 1870—1871 lassen, welches den Domplatz schmückt und zugleich an die Attacke erinnert, mit welcher das Halberstädter Kürassierregiment am 16. August 1870 bei Mars la Tour seinen Ruhm erworben hat. — In Halberstadt wurde das einst so berühmte Bier „Broihahn“ gebraut, das im 18. Jahrhundert wegen seiner Vortrefflichkeit auch an den Hof zu Berlin ging. Der Erfinder dieses beliebten würzigen Getränkes soll der Sage nach Konrad Broihahn gewesen sein, welcher 1526 zuerst zu brauen begann. An einem Hause der „Worth“ findet sich zur Erinnerung an ihn das sogenannte Broihahnmännchen.

Schramms Reiselexikon sagte einst von Halberstadt: „Sonst ist auch von diesem Orte ein Sprichwort bekannt, daß nämlich derjenige, so nicht den Glockenklang, den Felsengesang, den Jungferngang, den Schweinebratengestank vernommen und empfunden, keineswegs in Halberstadt gewesen sein könne, womit man auf die vielen hier befindlichen Klöster, die Anzahl der Mühlesel, den Spaziergang von dem Burghardtsthore bis an das Gröper Thor und endlich auf den häufigen Genuß des Schweinefleisches ziele.“ Ein alter Volkspruch sagte treffend: „Lübeck ist ein Kaufhaus, Hamburg ein Brauhaus, Braunschweig ein Rüsthaus, Lüneburg ein Salzhaus, Halberstadt ein Pfaffenhaus“; es wurde demnach die letztere Stadt besonders wegen ihrer vielen Kirchen, Klöster und Geistlichen merkwürdig gefunden. Noch jetzt fällt dieselbe ja wegen ihrer herrlichen Kirchen dem Reisenden ins Auge, doch ist auch das industrielle Leben allmählich mehr und mehr in dieselbe eingezogen.

Thun wir nun auch noch einen Blick in die Umgegend Halberstadts. Dieselbe bietet nicht nur wunderschöne Promenaden in unmittelbarer Nähe, sondern

auch äußerst lohnende Ausflüge, welche freilich viel Zeit erfordern. Vor allem sind die Spiegelsberge, auch kurz die „Berge“ genannt, zu erwähnen, welche nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegen. Früher öde und kahl, sind sie durch das Verdienst des ehemaligen Domdechanten von Spiegel in eine reizende Parkanlage umgestaltet worden; der Schöpfer ruht auch hier am Nordabhange der Berge. Im Keller eines der Gebäude wird ein großes altes Weinfäß verwahrt, das 636 Zentner wiegen und 28672 „Stübchen“ fassen soll; es stammt aus dem Jahre 1594 und befand sich früher auf dem Schlosse zu Groningen. Die Halberstädter schätzen diese Anlagen mit Recht sehr hoch und feiern am 22. Mai, in Folge eines Gleimschen Vermächtnisses, das „Spiegelfest“.



Der Dom zu Halberstadt.

Ganz nahe bei den Spiegelsbergen liegt die „Klus“, eine höchst interessante Felsenstadt. Von dem Kamme des Bergrückens aus sieht man den ganzen Abhang mit Felsenwohnungen bedeckt, in denen man ohne Grund die Spuren von Labyrinth und heidnischen Tempeln hatte finden wollen. Nordwärts liegt in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Stunden der mit herrlichem Buchenwalde bedeckte Hünwald, an welchem das ehemalige Kloster Hünzburg liegt, das man durch die Eisenbahn erreichen kann. Von der Eisenbahnstation Langenstein aus erreicht man bequem den südwestlich von Halberstadt gelegenen Hoppelnberg (292 m), mit bezaubernder Aussicht auf den Harz und die demselben vorgelagerte Ebene.

Das Mansfelder Bergland. Wie anfangs bemerkt, haben wir in der Nähe von Eisleben den südöstlichen Endpunkt des Harzgebirges zu suchen (genauer bei dem unweit Eisleben liegenden Dorfe Hornburg). Allmählich senkt sich in dieser Gegend das Gebirge und verliert mehr und mehr den Charakter eines solchen. Ostwärts nun von einer zwischen Sangerhausen in der „Goldenen Aue“ und Mansfeld an der Harz-Wipper gezogenen Linie finden sich zwei kleine Hochebenen, welche die Einsenkung von Eisleben (das „Eisleber Becken“) einschließen; die nördliche derselben, welche „Mansfelder Grenzhöhe“ genannt worden ist, erreicht die Saale bei Wettin, die südliche, als „Thüringische Grenzplatte“ bezeichnet, berührt zwischen Raumburg und Weißenfels die Saale und dehnt sich südwärts bis zum Anstrutthale aus. Die erwähnte Einsenkung von Eisleben hat ihre tiefsten Stellen bei den beiden Mansfelder Seen, dem „süßen“ und dem „salzigen“ See, und wird besonders gegen Süden hin (durch die „Thüringische Grenzplatte“) steil verändert. Die beschriebenen Hochebenen und die Einsenkung bei Eisleben bezeichnen das Gebiet, in welchem einst die Grafen von Mansfeld herrschten, und das deshalb auch als „Mansfelder Bergland“ bezeichnet werden kann, wenngleich der Bergcharakter hauptsächlich nur an den Thalrändern bemerkbar wird. Dieses Gebiet, der nördliche Teil des alten Hessengaues, wurde bereits am Ende des 10. Jahrhunderts von selbständigen Grafen, Ahnen des Wettiner Hauses, regiert: als „Graf von Mansfeld“ erscheint aber erst der berühmte Hoyer I. zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Er war der tapfere Feldherr und Parteigänger Heinrichs V., welcher dessen Gegner, den Pfalzgrafen Siegfried, den Grafen Wiprecht von Großsch sowie Hermann und Ludwig, die Söhne des Grafen von Thüringen, gefangen nahm. Leider verlor er in der Schlacht am Welfsholz am 11. Februar 1115 Sieg und Leben, und damit erlag auch die Sache des letzten fränkischen Kaisers in Norddeutschland. Über das Entstehen der Grafschaft Mansfeld gibt die Sage folgenden bekannten Bericht: Einst hielt Kaiser Heinrich Hof zu Wallhausen. Da trat einer seiner Mannen ihn mit der Bitte um ein Stück Feld an, so groß, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Heinrich willfahrte seiner Bitte, denn er war ihm wegen seiner Tapferkeit gewogen. Der Ritter aber umsäete mit einem Scheffel Gerste die nachmalige Grafschaft Mansfeld. Da sprachen andre neidisch zum Kaiser: Jener hat deine Gnade gemißbraucht durch trügerische Deutung. Aber der Kaiser erwiderte lächelnd: „Gesagt ist gesagt; es ist des Mannes Feld!“ Daher nun der Name Mansfeld, daher auch die Gerstenkörner im Wappen des Grafen.*)

Als 1229 dieser Grafenstamm in männlicher Linie ausstarb, ging das Gebiet an die weibliche über, welche durch die zweite Tochter des letzten Mansfelders und den Burggrafen Burchard von Querfurt begründet wurde. Mehrere Grafen dieser Mansfeld-Querfurter Linie nehmen an den Fehden und Streitigkeiten der Zeit höchst regen Anteil; besonders sehen wir Burchard VII. (1330 bis 1354) im Bunde mit den Grafen Albrecht und Bernhard von Reinstein gegen den Bischof von Halberstadt und die Bürger von Quedlinburg zu einem Kampfe, der, wie früher erzählt, dem Grafen Albrecht die schmachvolle Gefangenschaft im Käfige zu Quedlinburg eintrug. Graf Gebhard III. wurde von

*) Die Wappenkunde nennt sie Wecken.

Kaiser Karl IV. 1364 mit dem Blutbann und namentlich auch mit dem „Kupferwerk und Berggericht“ innerhalb der erweiterten Grenzen seiner Grafschaft belehnt. Nachdem schon früher Erbteilungen vorgekommen waren, entstanden 1511 die drei Grafenlinien Vorder-, Mittel- und Hinterort, von denen die erstere Linie durch drei Brüder repräsentiert wurde und deren jede ein Schloß in Mansfeld innehatte.



Das Rathaus zu Halberstadt.

Bergwerk, Jagd und Fischerei sowie die Städte Gisleben und Hettstedt blieben ungeteilt. Die vorderorter Linie blieb anfangs katholisch, die Grafen des Mittel- und Hinterortes dagegen befanden sich unter den ersten deutschen Fürsten, welche die Reformation annahmen. Auch der Vorderort führte später (1540) die Reformation ein. Schon in dieser Zeit sehen wir die Mansfelder Grafen wegen Unwirtschaftlichkeit und fortgesetzter Zerstückelung ihres Gebietes in großer Verschuldung. Daher kam es, daß auf Drängen der Gläubiger hin der Kurfürst von Sachsen, welcher bereits früher sich die Rechte eines Lehnsherrn der Grafen anzumaßen gesucht hatte, gemeinsam mit dem

Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt im Jahre 1570 das Gebiet des Vorderortes ($\frac{3}{5}$ des Ganzen) sequestrieren ließ. Seitdem hörten die Grafen auch auf, Landesherren zu sein. Später wurden dann die Besitzungen des Mittel- und Hinterortes mit unter die Sequestration gezogen und diese nach dem Zurücktreten Halberstadts über $\frac{3}{5}$ von Kursachsen, über den Rest von Magdeburg geführt; der aus der Sequestration entstandene Prozeß aber, bei welchem es sich ursprünglich um eine Schuldsomme von 2721916 Gulden handelte, währte bis zum Jahre 1869 und nahm derartige Dimensionen an, daß ein Berichterstatter ihn als das „achte Weltwunder“ bezeichnet hat. Peter Ernst II., welcher in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges eine Hauptrolle spielte (gewöhnlich Ernst von Mansfeld genannt), erscheint als ein außerehelicher Sohn Peter Ernsts I. aus der vorderorten Linie, der zwar ein Schwager des bekannten niederländischen Grafen Hoorn war, sich aber an dem Aufstande der Niederlande nicht beteiligte und wegen seiner Anhänglichkeit an das Habsburger Haus und seiner treuen Dienste in einflußreichen Stellungen vom Kaiser in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben wurde. Die letzten Mansfelder starben 1780 aus, worauf ihr Land (etwa 20 □ Meilen) zu $\frac{3}{5}$ an Kursachsen und zu $\frac{2}{5}$ an das preußische Herzogtum Magdeburg fiel. Einige Familiengüter (Allode) gingen mit der Hand der Tochter des letzten Fürsten von Mansfeld an den Fürsten Colloredo über, der seinem Titel das Wort „Mansfeld“ hinzufügte. Die letzten Sprößlinge dieses Dynastengeschlechtes waren katholisch.

Wie früher erwähnt, hatten die Grafen von Mansfeld von Kaiser Karl IV. „Kupferwerk und Bergrecht“ innerhalb ihres (erweiterten) Gebietes (der sogenannten Berggrenze) verliehen erhalten; es steht indes fest, daß sie schon lange vor dieser Zeit auf Grund gewisser Berechtigungen in ihrem Herrschergebiete Bergbau betrieben haben.*) Derselbe fand auf eigne Rechnung statt und nahm infolge der günstigen Verhältnisse bald einen solchen Aufschwung, daß die jährliche Produktion auf 20 000 Zentner Kupfer stieg (im 15. Jahrhundert). Trotzdem begann schon früh der Verfall. Da die Grafen als tapfere Kriegsherrn sich an den Kämpfen der Zeit energisch beteiligten und hierdurch wie durch ihren Aufenthalt am Hofe und im Dienste des Kaisers zu großen Ausgaben veranlaßt wurden, auch unverhältnismäßig große Summen zur Vergrößerung ihrer Besitzungen verwendeten, namentlich aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu den oben erwähnten wiederholten Erbteilungen und Zersplitterungen ihres Gebietes schritten, so kamen ihre Finanzen in bedeutende Unordnung. Dies wiederum zwang sie, große Vorschüsse von den Kupferhändlern zu nehmen, einzelne Gruben und Hütten zu verpfänden und andre zum Nachtheile des Bergbaues gegen gewisse Vergütungen und gegen Entrichtung des Zehnten an Privatpersonen zu vergeben. Zu diesen Übelständen traten als weitere die maßlose Anlage von Hütten — deren Zahl 1536 auf 95 gestiegen war — und die hieraus

*) Verfasser benutzte bei diesen Ausführungen die von der Oberberg- und Hütten-direction in Eisleben aus Anlaß der Gewerbe- und Industrieausstellung in Halle a. S. 1881 herausgegebene eingehende und mit lithographischen Tafeln versehene Schrift: „Der Kupferschieferbergbau und der Hüttenbetrieb zur Verarbeitung der gewonnenen Minerale in den beiden Mansfelder Kreisen und im Sangerhausener Kreise der preussischen Provinz Sachsen“.

folgenden Verlegenheiten wegen des Kohlenbezuges. Durch die oben erwähnte Sequestration des vorderster Theils der Grafschaft (1570) erhielt Kursachsen einen überwiegenden Einfluß auf den Bergwerksbetrieb, dem ausdrücklich auch die ausschließliche Oberlehns Herrlichkeit über denselben von den übrigen Lehns-herren zugestanden wurde. War das früher so einträgliche Unternehmen bis zu diesem Zeitpunkte bereits stark gesunken, so kam es unter den Wirren des Dreißigjährigen Krieges völlig in Verfall; es stand so gut wie ganz still. Um es wieder flott zu machen, wurde durch Patent des Kurfürsten von Sachsen vom Jahre 1671 der ganze Bergbau freigegeben, und es bildeten sich nunmehr nach und nach sieben Gewerkschaften. Dieselben vereinigten sich 1852 zu einer einzigen „Mansfeldschen Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft“; die Direktion des Berg- und Hüttenbetriebes durch die fiskalische Bergbehörde blieb vorläufig noch bestehen; erst seit dem Jahre 1862 ist dieselbe von der Gewerkschaft selbständig übernommen worden.

Was nun den Bergbau selbst anlangt, so ist derselbe auf Kupferschiefer gerichtet, der als Flöz in einer etwa 500 qkm großen Mulde abgelagert ist. Auf die Schichten von Rot- und Weißliegendem folgt die Zechsteinformation, in welcher als unterstes Glied das Kupferschieferflöz liegt und von dem Dachflöz, der Fäule, dem Zechstein, der Rauhwacke, dem Rauhstein, Stinkstein, sowie von Asche, Gips und Letten überlagert wird; die Formation des bunten Sandsteins überdeckt mit bedeutender Mächtigkeit die Zechsteinformation. An den Rändern der erwähnten Mulde tritt das Kupferschieferflöz fast überall zu Tage. Der Bau auf Kupferschiefer hat sich von jeher auf den West- und Nordrand der Mulde beschränkt, weil die südlicheren Teile derselben einen ausreichenden Kupfergehalt nicht mehr besitzen. Anfangs waren erhebliche Wasserableitungen nicht notwendig; später mußten dieselben aber eintreten, und es wurde daher der Frostmühlenstollen mit 13 600 m, später der Zabenstedter mit 16 872 m und endlich der 1809 begonnene und am 29. Mai 1879 vollendete Schlüsselstollen mit 31 060 m Länge hergestellt.*) Zu diesen Stollen sind nun die Schächte („Lichtlöcher“) abgeteuft worden, welche zur Herausjchaffung der beim Stollenbetrieb gewonnenen Gesteinmassen, zur Zuführung frischer Luft und meistens zugleich auch zur Förderung der abgebauten Kupferschiefer verwendet werden. Früher wurde die Förderung durch Menschen- oder Pferdekraft bewirkt; seit 1845 aber traten an deren Stelle allmählich überall Dampfmaschinen. Die Gesamtlänge des jetzigen Abbaufeldes beträgt 23 000 m; dasselbe zerfällt in das Eisleber und das Hettstedter Revier. Seitdem das unterhalb des Schlüsselstollens liegende Feld (nach dem Jahre 1862) in Angriff genommen ist, also Tiefbaue angelegt wurden, haben mehrfach mit Wasser gefüllte „Schlotten“, auf welche man stieß und deren Verzweigungen sehr weit gingen, das Abteufen neuer Schächte und dadurch das Fortschreiten des Bergbaues sehr gehemmt, z. B. bei den Niewandt- und den Segen-Gottes-Schächten. Man war, um den Abbau beginnen zu können, gezwungen, neue Schächte an Stellen abzuteufen, wo solche Schwierigkeiten nicht zu erwarten waren. Trotz der erwähnten Störungen hat sich in letzter Zeit der Abbau unter der außerordentlich rührigen und umsichtigen Direktion auf das Siebenfache der Förderung des Jahres 1862,

*) Derselbe ist länger als der Ernst-August-Stollen und überhaupt als längster der bekannten Tunnel zu betrachten.

nämlich auf rund 38000 Tonnen „Minern“ monatlich oder 456000 Tonnen jährlich gesteigert. In den Tiefbaufeldern treibt man gegenwärtig zwei parallel laufende Strecken, von denen die obere zur Förderung, die untere zur Entwässerung dient; beide werden möglichst stark mit „Gesteinhäuern“ belegt. Die Leistung derselben hat sich im Laufe der Jahre sehr gesteigert; jeder der „Ortshäuser“ bohrt pro achtstündige Schicht zwei Bohrlöcher von je $1-1\frac{1}{3}$ m Tiefe, welche mit Dynamitpatronen geladen und zum Lossprengen benutzt werden. Bei Anwendung von sogenannter „Sprenggelatine“ würde das Unternehmen gewinnen, doch ist dieselbe wegen ihrer leichten Entzündbarkeit vorläufig verboten. — Der Abbau des nuzbaren Minerals, dessen Mächtigkeit 7—13 cm beträgt, ist möglich, ohne daß das Flöz vorher mit Abbaustrecken durchfahren werden muß. Es kann nämlich bei der Festigkeit des Gesteins der „Strebau“ angewendet werden, bei dem nach Entblößung des Flözes sofort dessen Wegnahme beginnt und die erforderlichen Abbau- oder Förderstrecken nachgeschossen werden. Nachdem die Tiefbausohlenstrecke und die flache Durchschnittsstrecke vom Schachte aus nach der obern Sohle getrieben worden sind, beginnt sofort nach rechts und links durch „Strebhauer“ der Abbau. Bei seiner Arbeit liegt der Strebhauer auf der linken Seite. Um nicht auf dem kalten und zum Teil nassen Gestein des Weißliegenden liegen zu müssen und sich ohne sonderliche Anstrengung bewegen zu können, hat er eine Unterlage nötig, deren er sich in Gestalt eines Weinbrettes und eines Achselbrettes bedient. Das Weinbrett wird an das linke Bein angechnallt, das Achselbrett lose gehandhabt. Für seine verschiedenartigen Arbeiten (das „Schrämen“, das „Zuschlagen der Schiefer“, das „Hereinschießen der Berge“ und das „Versehen der Berge“) ist der Strebhauer auch mit verschiedenartigem Arbeitszeuge („Gezähe“) versehen; dasselbe besteht aus der „Keilhau“, dem „Schlägel“ und „Keil“, dem „Fäustel“ und „Bohr“ sowie aus einer Brechstange.

Die Leistung des Strebhäuers ist natürlich nach den Verhältnissen, unter denen er arbeitet, sehr verschieden; sie beträgt bei achtstündiger Schicht bisweilen nur $1\frac{1}{2}-2$ Zentner, steigt dagegen bei günstigen Verhältnissen bis zu 12 Zentner; der Durchschnitt beträgt 5 Zentner. Alle Strebhauer arbeiten im „Gedinge“. Aus dem Gedinge oder Haugeld haben sie die Kosten für Anschaffung des Gezähes, der Dynamitpatronen, des Öls sowie den Lohn des „Treckers“ (Bergjungen, Schleppers) mit zu bestreiten. Die Haugelder stehen auf 7—40 Mark pro Tonne Schiefer à 20 Zentner; der Verdienst des Strebhäuers beträgt pro achtstündige Schicht zur Zeit durchschnittlich $2,50-3,50$ Mark.

Die erforderlichen „Förderstrecken“ zu den von den Strebhäuern beim Abbau hergestellten „Strebäumen“ werden in 40—60 m rechtwinkeligem Abstände voneinander angelegt; sie sind durch „Fahrten“, d. h. Räume von 1 m Breite, $\frac{1}{2}$ m Höhe und 50—60 m Länge, mit den Strebäumen verbunden. Die abgebauten Schiefen und sonstigen Gesteine werden durch die schon erwähnten „Trekker“ in kleinen vierräderigen Wagen („Hunden“) vom Arbeitsraume fort durch die Fahrten nach der Förderstrecke und in dieser bis zu einem „Sturzort“ gezogen, wo die Ladung zur weitem Wagenbeförderung ausgekippt wird. Der „Trekker“ oder „Bergjunge“ (im Alter von 14— $19\frac{1}{2}$ Jahren) bewegt seinen Hund auf folgende Weise: Er schnallt sich ein mit 8 cm hohen Stollen oder Langeisen versehenes Weinbrett vorn auf den linken Oberschenkel, so daß

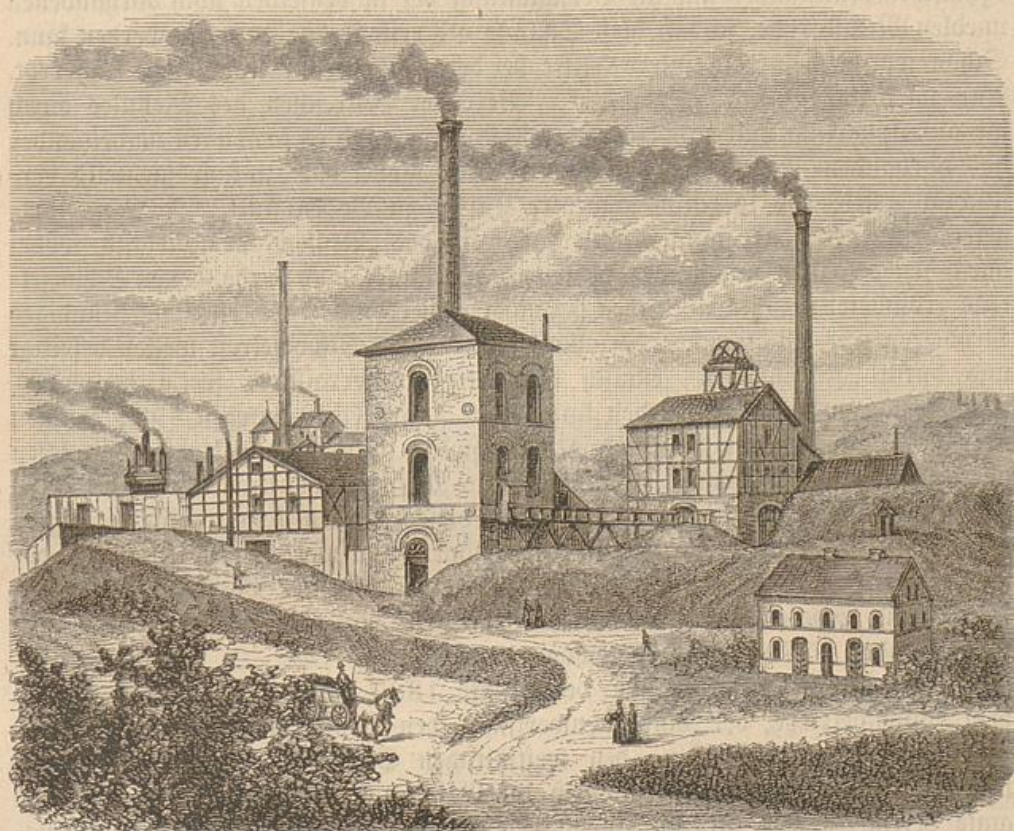
die Stollen nach außen stehen, nimmt das Achselbrett zur Hand und legt sich vor den Hund auf das Liegende nieder. Den Oberkörper nach dem Hund zudrehend, nimmt er den etwa 5 cm breiten Hundriemen, zieht denselben durch das Hundöhr und knebelt das Knöchelgelenk des rechten Beines mittels des Riemens an den Hund. Dann sich wieder nach vorn drehend, legt er sich mit dem Oberarme auf das Achselbrett, stützt sich mit der rechten Hand auf das Liegende und haßt mit den Stollen des Weinbretts auf das Liegende auf. In dieser Lage beginnt er die Bewegung dadurch, daß er das linke Bein an sich zieht, dasselbe wieder auf die Stollen stützt, den linken im Knie gekrümmten Fuß, resp. die Fußsohle fest gegen das Dach der Fahrt setzt und so, einen festen Halt gewinnend, nunmehr den Oberkörper ausstreckt. Indem er gleichzeitig das Achselbrett mit der linken Hand fortschiebt und das rechte Bein nachzieht, wird auch der Hund auf dem blanken Liegenden mit fortgezogen. Der amtliche Bericht, welchem wir diese ausführliche Beschreibung der Fördermethode entlehnt haben, bezeichnet dieselbe als eine für den Jungen anstrengende, bemerkt indes, daß dieselbe „eine sehr gute, nicht ersetzbare Vorbereitung für den Beruf eines Strebhäuers“, und daß es bisher nicht möglich gewesen sei, diese uralte Hundbeförderung durch eine bessere zu ersetzen. Erleichterung der anstrengenden Thätigkeit wird dadurch geboten, daß die jüngeren Knaben auf den kurzen, die älteren auf den längeren Fahrten Verwendung finden. Der Lohn für diese Schlepptätigkeit beträgt für eine achtstündige Schicht bei Jungen bis zu 15½ Jahren 1 Mark, bis zu 17½ Jahren 1,40 Mark und bis zu 19½ Jahren 1,60 Mark. — Der weitere Transport der Fördermassen von den „Sturzörtern“ aus bis zum Schachte hin erfolgt auf Schienenbahnen in eisernen Förderwagen von 10 Zentner Inhalt, unter Leitung von Förderaufsehern, durch „Förderleute“ im Alter von 20—30 Jahren, deren Verdienst bei achtstündiger Schicht 2—2,50 Mark beträgt. Auf vereinzelt Schächten findet in den Grundstrecken Pferdeförderung statt. Neuerdings sind bei der Grubenförderung und namentlich auch bei der dieser folgenden Schachtförderung der Förderwagen Dampfmaschinen, dort mit 18—20, hier mit 80—100 Pferdekraften in ausgedehnter Weise zur Anwendung gekommen. Die so endlich zu Tage kommenden Förderwagen werden überall mittels „Wipper“ ausgestürzt, und zwar die mit „Bergen“ (nutzlosem Gestein) beladenen auf die Berghalde, die mit Kupferschiefen beladenen dagegen in die „Schieferställe“. Die letzteren, von denen jede Strebhäuerkameradschaft einen besitzt, bestehen je aus einem 2 m breiten obern Sturzorte, in welchen die unreinen Schiefen gestürzt werden, aus einer „Kläüberbank“ und aus einem darunter befindlichen eigentlichen Stall, in den die gereinigten Schiefen fallen. Durch besondere Arbeiter, „Kläüber“ genannt, müssen nämlich die Schiefen mit der Hand und dem Kläüberhammer von dem noch reichlich untermischten wertlosen Gestein geschieden werden. — Die gekläubten Schiefen sind nun zu den Hütten zu schaffen. Es geschah dies bisher durch gewöhnliches Fuhrwerk; da dasselbe aber bei der außerordentlichen Betriebssteigerung nicht in ausreichender Weise vorhanden war, so hat man mit dem Bau von schmalspurigen Sekundäreisenbahnen begonnen und bereits im Jahre 1880 zwei derselben dem Betriebe übergeben. Die eine von 1 km Länge führt vom „Ernst-Schacht“ nach „Koch-Hütte“, die andre von 5,3 km Länge vom „Glückhilf-Schacht“ nach „Kupferkammer-Hütte“. Auf der erstern Bahn werden 18 je 20 Zentner haltende

Wagen auf eingeleisiger Schienenbahn durch kleine zehnpferdekräftige Maschinen befördert, auf der letztern dagegen Lowries von je 120 Zentnern durch fünfzigpferdekräftige Maschinen. Da sich diese Transportmethode bewährt und wesentlich billiger als der bisherige Fuhrwerkstransport ist, so beabsichtigt man, mit einem Kapital von 2 Mill. Mark eine große schmalspurige Sekundäreisenbahn zu bauen, welche von der Krughütte nach dem Ernst-Schachte, dann über die Orte Helbra, Bahnhof Mansfeld, Leimbach und im Wipperthale entlang bis zum Bahnhof Hettstedt führen und die bedeutenderen Schächte mit den Hütten verbinden soll. — Außerdem ist eine Drahtseilbahn nach dem Hodgson'schen System zwischen der „Krug-Hütte“ und dem „Martins-Schacht“ gebaut, welche pro Stunde 240 Zentner zu transportieren vermag. — Zur Bewältigung der Gewässer mußten natürlich bei den neueren Tiefbauanlagen umfangreichere Pumpeinrichtungen getroffen werden, für welche die gewaltigsten Maschinen neuesten Systems aus Seraing (Société Cockerill) sowie aus Düsseldorf (Haniel & Lueg) zur Anwendung gekommen sind. Im ganzen werden bei dem Mansfelder Kupferschiefer-Bergbau zur Schachtförderung 29 Dampfmaschinen mit 820 Pferdekraften, zur Streckenförderung 6 mit 165 Pferdekraften, zur Wasserbewältigung 18 mit 1200 Pferdekraften, zu anderen Zwecken (Wasser- und Wetterversorgung) 24 mit 275 Pferdekraften, alles in allem 77 Dampfmaschinen mit 2460 Pferdekraften verwendet.

Nachdem der Metallgehalt der geförderten „Minern“ an Kupfer und Silber festgestellt worden ist — derselbe beträgt durchschnittlich 2,5—3% Kupfer und 0,015% Silber — beginnt die hüttenmännische Operation, welche sich zunächst auf das Brennen und Rohschmelzen derselben erstreckt, um das „Bitumen“ zu entfernen. Jenes geschieht auf freien gepflasterten Plätzen, indem lange, schmale Haufen von 3—5 m Höhe an ihrem Rande durch eine Lage Reisholz oder durch glühende Schlacken angezündet werden. Nun brennen die Haufen ohne weiteres Zuthun 4—6 Wochen lang, bis das Bitumen verzehrt ist, wodurch 8—20% des Gewichtes verloren geht. Das Schmelzen der gebrannten Schiefeln geschieht dann in Schachtöfen mit Koks, unter Zuführung von Gebläsewind durch Cylindergebläse, welche mit Dampfkraft betrieben werden. Die Produkte des Rohschmelzens sind Schlacke und Kupferstein; der letztere enthält 30—50% Kupfer und 0,1—0,3% Silber, an Schwefel gebunden im Gemenge mit Schwefeleisen, Schwefelzink, Schwefelblei, Schwefelnickel und Schwefelkobalt. Der Schwefelgehalt beträgt 23—27%. Die Rohschlacke, welche bei schneller Abkühlung glasig und von dunkelschwarzer Farbe ist, wird zum größten Teil als unbrauchbar über die Halben gefördert, welche in kurzer Zeit gewaltig anwachsen. Früher formte man aus ihnen nur Bauschlacken; neuerdings werden sie vielfach „getempert“, d. h. langsam abgekühlt, wodurch ein hellgrauer, außerordentlich harter Stein zu Wegebaumaterial und, in Formen gegossen, zu Pflastersteinen und Trottoirplatten gewonnen wird. — Der Kupferrohstein wird nun zuerst einer Röstung unterworfen, um einen Teil des Schwefels zu verflüchtigen und das vorhandene Eisenerz zur Verschlackung vorzubereiten. Dieser Prozeß wird auf der Kupferkammer- und Eckardt-Hütte in „Kilns“, d. h. kleinen geschlossenen Schachtöfen, vorgenommen; 10—20 Kilns bilden eine Ofengruppe, an die sich ein Bleikammersystem anschließt; jeder einzelne faßt 10 Tonnen, aus denen sich nach 12 Stunden 0,615 bis 0,750 Tonne „spurreifer Koks“ ergibt. Die Röstgase, welche aus den Kilns entweichen, werden in Bleikammern nach

dem allgemein üblichen Verfahren in Kammer Säure verwandelt. Dieselbe fließt über eine Reihe von Quarzfiltern hell und klar in die Bassins der Eindampfapparate über. Als solche dienen Bleisfannen und flache Platinschalen. Die Versendung der Säure geschieht in Glasballons und Bleichylindern.

Der bei dem letzterwähnten Hüttenprozesse gewonnene „Kost“ wird nunmehr der Spur- oder Konzentrationsarbeit unterworfen, um die unreinen Bestandteile durch Verschlackung oder auch durch Verflüchtigung zu beseitigen, dagegen das Kupfer und Silber in einem reichen Steine von 74—75 % Kupfer anzusammeln. Es geschieht dies in Flammenöfen unter Zusatz von Quarzsand zur Verschlackung auf Kupferkammer- und Eckardt-Hütte. Sämtliche mit der Flamme in Berührung kommende Ofenteile werden aus Quarzsteinen hergestellt.



Die Krughütte bei Eisleben (ein Haupthüttenwert der Mansfeldschen Gewerkschaft).

Die Spurarbeit erfordert 6—9 Stunden, wobei ein dreimaliges Durchrühren eintreten muß. Die „Spursteine“ werden nun entsilbert. Zu diesem Zwecke werden sie mit Handhämmern zerschlagen und dann auf Kugelmühlen zu feinem Mehle zerrieben. Die vorhandenen fünf Kugelmühlen können täglich je bis zu 20 Tonnen à 20 Zentner und jährlich (wie 1880) 12920 Tonnen feines Spursteinmehl liefern. Die Entsilberung erfolgt nach der sogenannten Ziervogelschen Methode in dreierdigen Röstöfen, indem zuerst Eisen- und Kupfervitriol, sodann Silbervitriol gebildet wird, nachdem sich die beiden ersteren unter Zurücklassung von Dryden wieder zersetzt haben. Die vorhandenen dreizehn Röstöfen können jährlich 15000 Tonnen Spursteinmehl verarbeiten. Der Silbervitriol wird

mit Wasser ausgelaugt, sodann läßt man diese Lauge über metallisches Kupfer laufen, wobei das Kupfer an die Stelle des Silbers tritt und dieses sich als Zement Silber niederschlägt, welches wiederum in Graphittiegeln zu Brand Silber als Barren für den Handel eingeschmolzen wird; der Feingehalt dieser Barren beträgt 999—999,4 Tausendteile. Nachdem mit den ent Silber ten Rückständen der besprochene Prozeß unter Umständen erneuert worden ist, gelangen dieselben an die Kupferhütte zur „Raffinaddarstellung“. Dieselben enthalten bei 74 bis 75 % Kupfergehalt im wesentlichen Kupferoxyd und geringe Prozentsätze Eisen- und Zinkoxyd. In den Raffinieröfen, deren 4—5 nebeneinander in Betrieb sind, wird jener Rückstand mit 10 % Steinkohlenkläre versetzt und 24 Stunden lang verarbeitet. Hierbei erfolgt zugleich die Reduktion des Kupfers aus den oxydischen Rückständen und die Verschlackung der in denselben noch vorhandenen unedlen Metalloxyde, so daß diese Schlacke als erste Krätze entfernt werden kann. Schon jetzt erscheint die untere Hälfte bei der „Löffelprobe“ im Bruche kupferrot. Nun wird das Metall „verblasen“. Bei dem Bestreichen des Metalles durch die atmosphärische Luft entweicht schweflige Säure und es oxydieren nacheinander das vorhandene Eisen, Zink, Blei und Nickel, wobei das Zink größtenteils verflüchtigt wird, das spezifisch schwerere Kupfer zu Boden sinkt. Nachdem fortgesetzt ein „Krätzen“ stattgefunden hat, folgt das „Braten“ des Metalles, wobei durch stetes Wallen und Kochen desselben die immer noch vorhandenen Schwefelteile größtenteils zum Entweichen gezwungen werden. Durch etwa zweistündiges Oxydieren und Dichtmachen der Masse wird jener Schwefelrest weiter beseitigt und durch „Zähemachen“ endlich das gute Kupferraffinad fertig hergestellt, welches nun ausgeschöpft werden kann. Im Jahre 1880 wurden 8934 Tonnen oder 178680 Zentner Raffinad A dargestellt, welches in geferbten Blöckchen oder Barren in den Handel kommt, für die Messingproduktion verwendet wird und zu den besten Marken gehört. Zu dieser bessern kommt eine geringere Sorte, das Raffinad B, welches auf den eignen Walzwerken und Hämmern der Gewerkschaft zu Rothenburg a./S. und Eberswalde in der Mark für Stangen-, Blech- und Schalenfabrikation verarbeitet wird; von ihm wurden 1880 785 Tonnen oder 15700 Zentner gewonnen.

Der Kupferschieferbergbau beschäftigte 1880 10509 Mann, wozu von dem Hüttenbetriebe, der Maschinenwerkstatt, den Hammerwerken, dem Braunkohlenbergbau, den Forsten, den westfälischen Steinkohlen- und Koks werken weitere 3353 Mann kamen, so daß die Gesamtzahl 13862 Mann exkl. Beamte betrug, wozu 23745 Angehörige kamen. Dieselben bilden mit Ausnahme der Mannschaften der westfälischen Werke einen „Mansfelder Knappschaftsverein“, der seinen Sitz in Eisleben hat und unter der Aufsicht des königlichen Oberbergamtes zu Halle a./S. steht. Der Verein besitzt 20 eigne Ärzte, zwei Krankenhäuser von 44, resp. 42 Betten und eine römisch-irische Badeanstalt; er hatte 1880 eine Einnahme von 517314,57 Mark, welche zur Hälfte von der Gewerkschaft, zur Hälfte aus den Beiträgen der Mitglieder stammte. Laufende Unterstützungen wurden 1880 an 2314 Personen gewährt, und zwar (einschließlich der außerordentlichen Unterstützungen) in der Höhe von 199868,84 Mark; die gesamten Kosten für Krankenzwecke betragen außerdem 212811,44 Mark; das Vereinsvermögen bezifferte sich auf 751593,13 Mark.

Seit dem Jahre 1863 wurden allmählich 7 Schlafhäuser für 100—400

Einlieger und 204 Familienwohnungen hergestellt. In den ersteren hat der Einlieger für täglich 5 Pf. im Sommer und 8 Pf. im Winter Wohnung, Licht und Feuerung, für 50 Pf. täglich halbe und für 90 Pf. ganze Kost, die als eine gute und zweckentsprechende bezeichnet werden muß. Gewerkschaftliche Beamte kontrollieren diese Beköstigung; sogar für bildende Unterhaltung der Einlieger ist durch eine gute Volksbibliothek gesorgt. — Für eine Familienwohnung (Stube, Kammer, Küche, Keller, Boden und zwei Ställe für Kleinvieh) werden 36—72 Mark jährlich berechnet. An jeden soliden Knappschaftsgenossen werden, soweit die Mittel reichen, Darlehen zum Häuserbau, im Betrage von 1200—1800 Mark, ausgegeben, welche mit $4\frac{1}{6}\%$ verzinst und mit 6 Mark monatlich zurückerstattet werden müssen. Auf diese Weise wurden bereits 568 Häuser mit 720 Familienwohnungen erbaut. Für alle diese Kolonisationszwecke sind von 1863—1880 1348325,06 Mark verwendet worden.



Arbeit der Bergjungen und Strebhauer im Schachte. (Vgl. S. 259.)

Ferner sind allmählich 1368 Morgen Ackerland angekauft worden, um in kleinen Parzellen gegen mäßigen Zins zum Anbau von Kartoffeln an die gewerkschaftlichen Arbeiter verpachtet zu werden; neuerdings hat man auch begonnen, die Baulust dadurch zu fördern, daß man Prämien in Aussicht stellt. — Bisher hat jeder verheiratete Arbeiter an Roggen oder Mehl gegen einen mäßigen Durchschnittssatz monatlich $56\frac{1}{2}$ kg erhalten, desgl. ein unverheirateter $42\frac{1}{2}$ und ein Junge $28\frac{1}{2}$ kg. Auf diese Weise wurden 1880 4476,5 Wispel Roggen ausgegeben, wozu die Gewerkschaft einen Zuschuß von 169972,75 Mark leistete. Augenblicklich ist man damit beschäftigt, im Interesse der Arbeiter eine große Brotbäckerei einzurichten, um alsdann die Roggenbonifikation in Gestalt schmackhaften Brotes zu gewähren. Außerdem kommen gewerkschaftlichen Arbeitern bei außerordentlicher Hilfsbedürftigkeit laut Gewerkschaftsbeschuß vom Jahre 1871 jährlich 30000 Mark zu gute; auch besteht eine gewerkschaftliche Darlehns- und Sparkasse. Für die geistigen Interessen der Arbeiter, besonders für Kirchen- und Schulbauten, sind in den letzten zehn Jahren 75115 Mark geschenkt worden, und an eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten gehen regelmäßig Unterstützungen.

So hat die Gewerkschaft sich zu einem ebenso großartigen wie gemeinnützigen Institute gestaltet, welches gleichmäßig die Interessen der „Kuzbesitzer“

und der Arbeiter im Auge hat. Trotz der vielfach ungünstigen Konjunkturen ist das Unternehmen namentlich in den letzten Jahren unausgesetzt bedeutend gewachsen, hat den auf einer Lutherschen Stiftung beruhenden „geistlichen Fünzigsten“*) durch ein großes Anleihkapital abgelöst und ist infolge der bewundernswürdigen Umsicht, Energie und Arbeiterfreundlichkeit seines Direktors, des Geheimen Bergrats Deuschner, inmitten der sozialen Wirren von der Gefahr der Sozialdemokratie verschont geblieben! Die Bergleute zeigen aber auch in ihrem ganzen Wesen, daß sie sich wohl fühlen und mit ihrem Lose zufrieden sind. Bis auf diejenigen, welche durch allzu lange Thätigkeit im Schachte oder besonders auf der Hütte ihre ursprüngliche Kraft erschöpft haben, erscheinen die gewerkschaftlichen Arbeiter als ein gesunder, kerniger Menschenschlag, tragen, nachdem sie nach der schmutzigen Arbeit sich gereinigt und umgekleidet haben, ein sauberes und anständiges Äußere zur Schau, und lassen, wenn sie sich an Sonn- und Festtagen vergnügen wollen, auch „etwas draufgehen“. Wer irgend sparsam ist — und dies kann man glücklicherweise von einem großen Teile sagen — der kommt unter der trefflichen Fürsorge der Direktion, die wir soeben geschildert haben, unbedingt vorwärts, und gelangt dazu, sich „Notpfennige“ zu sammeln oder Haus-, vielleicht auch Ackerbesitzer zu werden. Der Kern der Berg- und Hüttenleute gehört wohl der Grafschaft Mansfeld an; allein der gute Verdienst, welchen hier die Arbeiter auch in den schlimmsten Zeiten unsrer industriellen Verhältnisse stets gefunden haben, sowie die stete Erweiterung und Ausdehnung des Unternehmens mußten auch aus andern Gegenden unausgesetzt Scharen von Arbeitern herbeilocken. So ist es gekommen, daß die Mansfelder Kreise, besonders die Berg- und Hüttenorte derselben, unausgesetzt bedeutend an Einwohnern wachsen. Beispielsweise hat die Stadt Eisleben in den letzten Jahren um etwa 1000 Einwohner jährlich zugenommen, und es gibt jetzt Dörfer, welche, wie Helbra, mehrere Tausend Einwohner zählen. Unter den Einwanderern machen sich jetzt durch den eigentümlichen Schnitt ihrer Kleidung zahlreiche „Italiener“ bemerkbar, größtenteils Welschtiroler, die durch tüchtige Arbeit, namentlich durch ihre Brauchbarkeit als Bohrer und Schiefer, geschätzt sind. Sie akklimatisieren sich leicht u. erwählen sich häufig Mansfeldische Mädchen zu Frauen. Überhaupt nehmen die Einwanderer schnell die Gewohnheiten der einheimischen Bevölkerung an und teilen deren Unterhaltungen und Freuden bald ganz. Natürlich bildet den „glücklichsten“ Tag des Monats der „Lohntag“, an dem jeder Berg- und Hüttenmann den vierwöchentlichen Verdienst ausgehändigt erhält. Namentlich wenn der letztere reichlich ausgefallen ist, so läßt sich der Empfänger etwas gehen und bringt dem „Gambrinus“ einen entsprechenden Tribut dar. Wie die Wirte, sehen aber auch die Kauf- und Geschäftsleute den Lohntag recht gern, denn alsdann pflegt der Berg- und Hüttenmann seine Schulden ganz oder teilweise zu begleichen und auch seine Bedürfnisse für die neue Arbeitszeit möglichst vollständig zu beschaffen. — Das bergmännische Hauptfest ist gegenwärtig das jährliche „Freibierfest“, welches im Herbst gefeiert wird. Zu demselben erhält jeder unverheiratete Arbeiter 1 Mark, jeder verheiratete 1½ Mark, jeder Unterbeamte 2 Mark. Bei einer solchen Feier, wie bei andern festlichen Gelegenheiten spielen, abgesehen von Bier, unter den

*) Abgabe des fünfzigsten Zentners Rohkupfer an einer Anzahl geistlicher Stellen.

verheiratete 1 $\frac{1}{2}$ Mark, jeder Unterbeamte 2 Mark. Bei einer solchen Feier, wie bei anderen festlichen Gelegenheiten spielen, abgesehen von Bier, unter den Genüssen des Bergmanns frische Wurst, saure Gurken und „Zweierbrötchen“ eine Hauptrolle, daher denn auch zu den Vorbereitungen jener Feste in erster Linie die Abschachtung einer größern Anzahl von Vorstentieren behufs Herstellung von Wurst gehört. — Daß an Sonn- und Festtagen die „Fiedel“ munter gestrichen und das „Tanzbein“ geschwungen wird, läßt sich denken, besonders gehören im Winter Maskenbälle zu den gesuchten Vergnügungen, und aus alter Zeit haben sich auch die „Pfungstänze“ in voller Frische und Heiterkeit erhalten. In Zelten auf einem freien Platze wird am zweiten und dritten Pfungsttage sowie zu „Kleinpfungsten“ bis tief in die Nacht hinein getanzt, mag auch oft genug die Luft noch wenig sommerlich-mild sein. Das Hauptfest der Grafschaft Mansfeld ist aber der Eisleber „Wiesenmarkt“, der in derselben eine so wichtige Stellung einnimmt, daß man ihn ziemlich allgemein zu Zeitbestimmungen im Laufe des Jahres benutzt. Auf mehreren großen Wiesen Eislebens, welche sich im Osten der Stadt ausbreiten, werden schon acht Tage vor diesem Markte, der in die zweite Hälfte des Monats September fällt, gewaltige Reihen von Buden und Zelten errichtet. Unter denselben treten mehr und mehr die Stände von Kaufleuten zurück, während diejenigen von Wirten, Zuckerbäckern und Wursthändlern, Schaubuden, Karussells, Schieß- und Glücksbuden zc. zunehmen. Diese Buden erreichen bereits die Zahl von 800, und um dieselben drängt sich an den beiden Haupttagen, dem sogenannten „Wiesenmarkts-Sonntag und Montag“, eine solche ungeheure Menschenmenge, daß schwachnervige Menschen den dadurch verursachten Lärm nicht lange aushalten können. Wird der Markt von gutem Wetter begünstigt, so kann die Menge, die sich gleichzeitig auf der „Wiese“ tummelt; wohl auf 40 000 Menschen veranschlagt werden. Hunderte von Schweinen verschwinden alsdann in der Gestalt von Wurst in wenigen Stunden, und selbst die schlechtesten Bierarten finden „reißenden Absatz“.

In allen Bierzelten ertönt Musik, sei es auch nur die eines Feierkastens; und da die Besitzer der Schaubuden sich in Anpreisung ihrer Sehenswürdigkeiten die Kehlen heiser schreien, so finden dieselben, mögen sie auch noch so zweifelhafter Art sein, zahlreiche Besucher. — Mehr in gewöhnlichem Gleise bewegt sich das sonstige Vergnügen. Unter demselben nimmt die „Platzegelbahn“ eine hervorragende Stelle ein. Nicht auf der gewöhnlichen Rollbahn werden hier die Regel genommen, sondern es finden sich auf einem freien Platze dieselben in größerem Zwischenraume von einander aufgestellt, und es gilt nun, mit großen Kugeln dieselben nach bestimmter Vorschrift zu „schießen“. Es ist ein derbes, aber gesundes Spiel, das in der ganzen Grafschaft während des Sommers alle übrigen Spiele in den Hintergrund drängt. Als Preise werden alle möglichen Gegenstände, wie Pfeifen, Hühner, Gänse, Böcke, Würste, ausgesetzt. Wie bei diesem Spiele, offenbart der echte Mansfelder Bergmann auch sonst in seinem Thun und Treiben eine große Derbheit, die natürlich auch in Roheit übergehen kann. Die Mansfelder Mundart, in welcher der biedere Arzt Dr. Giebelhausen mehrere Bände geschrieben hat, ist dementsprechend; sie wendet unter anderm Zärtlichkeitsausdrücke an, welche anderwärts als Schimpfworte gelten. Als Beispiel für diese Mundart wollen wir aus der

„Türkeischenke“ des erwähnten Dialektdichters die wesentlichsten Stücke anführen. *) In Wolferode, einem Bergmannsdorfe nahe bei Eisleben, befindet sich ein ziemlich elendes Wirtshaus, welches den erwähnten auffälligen Namen führt. Giebelhausen erzählt nun in unsrer Mundart, woher derselbe gekommen ist. In alter Zeit nämlich, so erzählt der Dichter, als der Bergbau im Mansfeldischen nicht recht ging, erschien dort ein „Balsamann“ (Arzneihändler), welcher unter den Bergleuten das Gerücht verbreitete, der türkische Sultan suche unter äußerst günstigen Bedingungen für seinen Bergbau Mannschaften:

„Se selltens alle Mann farr Mann
Bei ehn wie hie de Färrschen¹⁾ hann;
Ehren Wein zworzsch²⁾ un er Lessen
Kriechten je sält³⁾ zugemässen;
Dach litte bei ehn keiner Dorcht
Un viermohl geb's de Woche Worcht;
Was Schichtluhn jeder freien selle,
Wer', was hie in unsen Gälle⁴⁾
Tahf farr Tahf zwei Tahler weer,
Domett der Beitel keimohl leer;
Ne jeder kriecht' ä Trampelhier,
Dermett ze reiten uff's Revier;
Weit weer'ich gar nich bis henn varr'n Uhr.
Ze treden⁵⁾ brauchte keiner durt.
Karren selle keiner niche,

D'n Gaspel hüß' he uff farr siche,
Un hetten je ehre Schicht gemacht,
Wärrense in Kutschchen heime gebracht;
Pumpen geeb's durt au gar' keine,
Sält machte keiner Kollensteine⁶⁾,
Schwiere⁷⁾ Arbeit geeb's gar niche,
Naß machte durt kei einzger siche;
Bei ehn do geeb's au keine Heier⁸⁾,
Alles weer' durt Obersteier⁹⁾!
Luhntahf¹⁰⁾ weer sält alle Woche;
Domett odder¹¹⁾, daß denn doche
Zu kurz dobei au keiner keemb,
Un zu wennel nich innehm¹²⁾,
Wärre Luhntahf far ännne Schicht gesaft
Un's Obbens¹³⁾ nach ä Schpeel¹⁴⁾ geplagt!“

Als solche verlockende Aussicht unter die Leute kommt, schütteln zwar die Alten den Kopf und warnen vor den „Menschenschindern“; aber „die knapp hinger'n Uhren trucken, die hutten eich de meisten Mucken“; und so kam es, daß aus allen Bergwerksorten eine sehr große Zahl sich reisefertig machte und am längsten Tage früh um 4 Uhr auf dem bestimmten Sammelpunkte einstellte. Als solcher war die Schenke von Wolferode festgesetzt worden; dort wollte man zum Abschiede vor der Thür „nach ännne Tunne Krappel (Eisleber Schwarzbier) faufen“. Wie nun die Menge der Auswanderer versammelt ist, mit ihnen natürlich die vielen jammernden Mütter und Liebsten, welche einen letzten vergeblichen Versuch machen, die Unzufriedenen zurückzuhalten, die ihrerseits aus dem „Krappelkrüge“ Mut zu schöpfen suchen, da klettert ein kleiner, dicker Bergmann auf einen Weidenstumpf und hält, nachdem er sich durch kräftigen Ruf Ruhe verschafft hat, eine Ansprache:

„Sahf mich mant¹⁵⁾, funf¹⁶⁾ he denn ahn, Mich hann eire Narrenspoffen,
Eich schteiet¹⁷⁾ wuhl's Blut in'n Koppe nahn! Schtroßf mich¹⁸⁾, lange schon vardrossen;
's kribbelt eich wuhl unger'n¹⁹⁾ Zoppe? Dumm sitt' err, daß derr einen dauert,
Sie schtieht¹⁹⁾ je alles uffen Koppe, Dr Schäddel muß eich sin varmauert:
Daß einer bohle²⁰⁾ d'n andern zerrdrickt! Daß derr, wie de blingen Brämen²⁴⁾,
Sitter änn²¹⁾ alle in'n Nischel²²⁾ varriekt? Su ä Wähf wullt uff eich nähmen;

*) Vergl. „Mansfeldische Sagen und Erzählungen. In Mansfeldischer Mundart erzählt von C. F. A. Giebelhausen.“ 4. Aufl. Eisleben 1875.

1) Fürsten. 2) zwar. 3) dort. 4) Gelde. 5) Ziehen der Hunde im Schacht. 6) Kohlensteine, aus loser Kohle naß gepreßt; gewöhnliches Brennmaterial der Gegend. 7) Schwere. 8) Häuer. 9) Obersteiger. 10) Lohntag. 11) aber. 12) einnahme. 13) abends. 14) Spiel. 15) nur. 16) er fing an. 17) steigt. 18) unter dem. 19) steht. 20) bald. 21) Seid ihr denn. 22) Kopf. 23) Straf mich (Gott); Fluch. 24) wie die blinden Bremsen.

Denn saht ämohl, ab ihr'sch wuhl wißt,
 Wie lange daß derr giehen mißt?
 Jä! wenn de Tärkeie bei Siebort¹⁾ leht,
 Do fenget 'rr wuhl²⁾ varleicht d'n Wähl!
 Un kummet 'err denn nu bei die Kasse
 Un die frahn eich nach 'en Pässe;
 Geschicht's ämohl, hatt ihr änn³⁾ einen?
 Ich weiß 's schun, ihr hatt je keinen!
 Ihr hatt j'eich nädgend vorgesehn,
 Hatt 'rr än Gald eich lohßt druffgäh⁴⁾?
 Sätt, merr kann's eich in'n Auen⁵⁾ läsen,
 Ihr sitt nach dimmer wie dumm gewäsen;
 Do schtieht 'err driening⁶⁾, wie in'n Schloose,

Un hendet de Labbe⁷⁾ wie de Schoose!
 Dummührig kloht⁸⁾ 'err mich gruhß an!
 Was währen⁹⁾ fall, das fall ich sahn?
 Wer ehrlich sich in'n Lanne¹⁰⁾ nehrt,
 Dän iss'es beste Theil bascheert!
 Das sahten schune unse Ohlen¹¹⁾,
 Un das mißt err feste holen!
 Gieht heime, fahrt hebich wedder an
 Un varr'n Geschwuren¹²⁾ mißt'rr sahn,
 He selle eich d'n Tärzt rächt läsen,
 Ihr weer't stächraden dumm gewäsen.
 Ihr wäht mich nu wuhl hann varschtan'n!
 Das sahte nach, un — gunk vun dann'n."

Diese Ansprache, welche in höchst getreuer Weise die Mansfelder Mundart, wie sie von den Bergleuten gesprochen wird, wiedergibt, verfehlte nicht ihre Wirkung. Der ganze Haufen „kuckt sich gruhß an“ und spricht:

„Ja, ja! d'rr Zwart¹³⁾, där hat ganz Rächt,
 In'n Grunne¹⁴⁾ is 's nich ju schlächt!“

Man entschließt sich also, dem Räte zu folgen und in der mansfeldschen Heimat zu bleiben; damit aber noch die Nachwelt erkennen soll, daß sie rechtzeitig ihre Dummheit eingesehen haben, beschließen sie,

„Daß hie die Schenke Knall un Fall
 Zorr Tärkeie heißen fall.“

Aus den urwüchsigem Worten jenes „Zwarths“ tönt uns übrigens eine Sprache entgegen, die vielen von uns von Kindheit her bekannt ist, die Sprache Luthers. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß man die Verbtheit des Reformators erst verstehen lerne, nachdem man mit den mansfeldschen Bergleuten, d. h. dem alten Schlage derselben, in Berührung gekommen sei. Wenden wir uns diesem mansfeldschen Bergmannssohne von echtem Schrot und Korn nunmehr zu.

Hans Luther, der Vater des Reformators, war der Sohn eines Bauern, welcher in Möra, einem Dorfe zwischen Salzung und Eisenach, ein kleines Ackergut bewirtschaftete. Hans, der sich anfangs bei dem in der Nähe seiner Heimat betriebenen Bergbau beschäftigt hatte, wanderte des reichlicheren Verdienstes wegen mit seiner Frau, Margareta geb. Lindemann, nach Eisleben aus, wo am 10. November 1483, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, sein ältester Sohn Martin in einem Hause der jetzigen Doktor-Lutherstraße geboren und Tags darauf (Martini) in der St. Petrikirche zu Eisleben getauft wurde.*). Von dem Taufstein, in dem dies geschehen, findet sich noch ein Bruchstück in Benutzung. Um Johanni 1484 siedelte die Familie nach Mansfeld über und nahm hier

1) Seeburg, Dorf und Schloß am kleineren der beiden Mansfeldschen Seen.
 2) Da fändet ihr wohl. 3) denn. 4) euch lassen draufgeben (als Draufgeld). 5) Augen.
 6) drehköpfig. 7) Lippe, Mund. 8) dummührig (dämlich) kloht ihr — an. 9) werden.
 10) Lande. 11) Alten. 12) Vor dem Berggeschwornen, einem höheren Bergbeamten.
 13) Zwerg. 14) Im Grunde, eigentlich.

*) Die frühere Sage, daß die Geburt bei einem vorübergehenden Aufenthalte der Eltern zum Eisleber Markte erfolgt sei, ist widerlegt worden. Vergl. Krumhaar, „Versuch einer Geschichte von Schloß und Stadt Mansfeld“; und von demselben, „Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter.“

dauernd ihre Wohnung. Nach der eignen Äußerung des Reformators ging es der Familie hier sehr knapp. Der Vater arbeitete als Häuer und die Mutter trug sich das Holz auf dem Rücken vom Walde herbei. Doch Hans Luther erwarb sich bald durch seine Tüchtigkeit das Vertrauen des Grafen Günther von Mansfeld, der sich seines Rates häufig bediente und ihm später zwei Schmelzöfen in Zeitpacht gab; seine Mitbürger aber wählten ihn 1492 zu ihrem Vertreter dem Magistrate gegenüber. Durch wachsenden Wohlstand kam also der strebsame Mann in die Lage, an die Erziehung seiner Kinder, besonders seines Erstgeborenen, etwas wenden zu können. In der Hauptstraße von Mansfeld finden wir noch heute ein Gebäude, dessen Pforte ein Rundbogen von rotem Sandstein war; über dem letztern finden sich kaum leserlich die Buchstaben J. L. (Jakob Luther) 1530; dazu das altlutherische Wappen (Rosen und Armbrustflügel). Dieses früher zweistöckige und recht stattliche, jetzt aber durch einen Umbau unansehnlich gewordene Gebäude hat Hans Luther einst bewohnt; nach seinem Tode (1530) ist es an den jüngeren Bruder des Reformators, Jakob Luther, übergegangen, und dessen Nachkommen haben es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts besessen.*) In diesem Hause nun erwuchs unter einem Familienkreise von vier Knaben und vier Mädchen Martin Luther als ältester der ersteren auf. Vater und Mutter glänzten ebenso durch Frömmigkeit wie durch Arbeitsamkeit. Oft sah man den trefflichen Hans an der Wiege seines Martin beten, und Melanchthon, der ihn persönlich genau kannte, wie sein Beichtvater, der Pfarrer Coelius in Mansfeld, können nicht genug seine Gottesfurcht und Sittenreinheit rühmen. Von der Mutter des Reformators zeugt Melanchthon: „Sie hatte viele Tugenden, die einer ehrbaren Hausfrau wohl anstehen; vor allen zeichnete sie sich aus durch Keuschheit, Gottesfurcht und fleißiges Beten, so daß sie andern ehrsamem Frauen als ein Vorbild der Sittsamkeit galt.“ Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß der älteste Sohn Martin schon früh mit seinen Eltern im Gotteshause weilte und überhaupt zu allen christlichen Tugenden eifrig angeleitet wurde. Die Kirche, die er als Knabe oftmals besucht hat, steht fast in der Mitte der Stadt Mansfeld, ist 1397 erbaut und dem heiligen Georg geweiht. Der rege kirchliche Sinn, welcher in der Gemeinde herrschte, und namentlich auch die treue Pflege des Chorgesangs in der Kirche, für welche sogar besondere Stiftungen sorgten, sind von nachhaltigem Einflusse auf Luther gewesen. Derselbe hatte, wie bekannt, eine gute musikalische Beanlagung und besonders eine gute Stimme, welche in der Mansfelder Schule durch einen tüchtigen Lehrer ausgebildet wurde. Das Haus dieser Schule steht noch jetzt gegenüber der Kirche und ist nicht nur durch eine königliche Kabinettsordre (1839) mit dem Ehrennamen „Lutherschule“ belegt worden, sondern auch äußerlich entsprechend gekennzeichnet. Über dem altertümlichen Eingange des Hauses sehen wir das Bild des Ritters Georg mit der Inschrift:

„Ceu trojanus equus pugnaces ventre cohortes
Edidit, edoctos sic schola docta viros.
Tu plures nobis, Mannorum eques, ede Lutheros
Et surgent Christo plura trophaea duci.“

*) Neuerdings soll es dem Privatgebrauch durch eine Stiftung entzogen werden.

Von einem ehemaligen Schüler der Anstalt übersezt:

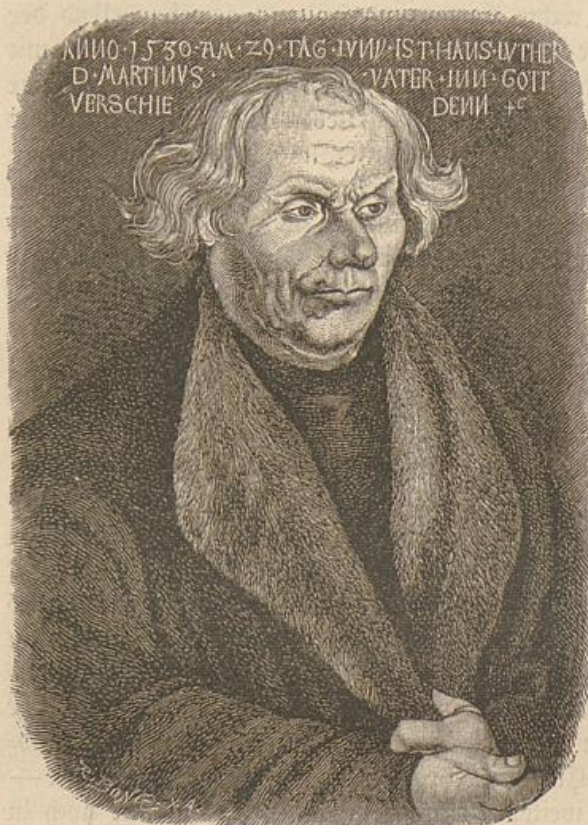
„Wie das trojanische Pferd aus dem Bauche die tapfere Schar gab,
So die gelehrte Schul' Männer durch Lehre berühmt.
Du gib uns der Luther noch mehr, o Ritter von Mansfeld,*)
So wird Christus, der Held, sehen der Siege noch mehr.“

Hier also war es, wo der Knabe „den Kinder glauben, die zehn Gebote und die Anfangsgründe des Lateinischen erlernte**), wo er, wie erwähnt, auch den Gesang fleißig übte. Der Unterricht war damals auch hier ein recht strenger. Erzählt doch Luther selbst, daß er einst an einem einzigen Vormittage fünfzehnmal nach einander „wacker gestrichen“ worden sei, denn die Schulmeister seien „Tyrrannen und Stockmeister“, die Schulen „rechte Kerker und Höllen“ gewesen. Und der Unterricht war auch sonst schlecht bestellt; der größte Teil der Zeit ging mit geistlosen Andachtsübungen, mit toter Werkheiligkeit verloren. Es waren keine angenehmen Zeiten, die der Knabe bis zu seinem 14. Lebensjahre in dieser Schule zubrachte, aber auch daheim war der Ton ein ernster und strenger. Nicht nur ging es in seiner frühen Kindheit den Eltern so knapp, daß er an Entbehrungen gewöhnt wurde, sondern Vater und Mutter führten auch die Erziehung mit eherner Strenge. Einst wurde der Knabe um einer geringen Nuß willen, wie er später erzählt, von seiner Mutter so hart geschlagen, daß das Blut floß. Mit Musizieren vor den Thüren, mit Neujahrssingen auf den Dörfern mußte er seinen Unterhalt verdienen helfen; oft hat er gehungert, oft mit Thränen sein Brot gegessen. Trotz dieser harten Zucht konnte nicht die Liebe und Ehrfurcht des Sohnes gegen seine Eltern erstickt werden; wohl aber hatte dieselbe auf die Charakterentwicklung Luthers einen bedeutenden Einfluß; „manche Herbizheit seines Wesens und Thuns, die Anfälle von Trübsinn, Schwermut und Verzweiflung, die ihn später öfter überkamen, waren zum wesentlichen Teile Wirkung seiner freudlosen Kindheit und Jugend, in deren Nacht allein die Kirche mit ihren hellen Sternen hineinglänzte, ihn tröstete, erquickte und selbst ängstigend fesselte.“ Von der Mansfelder Schule kam der Knabe erst auf kurze Zeit in die Stiftsschule der Franziskaner zu Magdeburg und von hier auf die Lateinschule der Georgenkirche zu Eisenach, wo ihm in Folge der Unterstützung seiner mütterlichen Verwandten, die dem Gelehrtenstande angehörten, und der freundlichen Fürsorge einer Frau Ursula Cotta ein sorgensfreieres Dasein zuteil ward. — Wir verlassen Luther auf seinem weitem Entwicklungsgange, um nur noch in der Kürze die späteren Beziehungen des Reformators zu seinen Eltern und zu seiner Mansfeldschen Heimat zu betrachten. Es ist bekannt, daß Hans Luther nicht nur seinen Sohn ausdrücklich zum Juristen bestimmt hatte, sondern auch in den größten Zorn geriet, als er erfuhr, daß derselbe, nachdem er vorher bereits Magister der Rechtswissenschaft geworden, getrieben von der Sorge um sein Seelenheil, in das Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten sei. Lange bemühten sich Freunde des Lutherhauses vergeblich, den Vater zu beruhigen. Es schien dies gelungen zu sein, als Hans Luther, nachdem ihm die Pest zwei seiner Söhne geraubt hatte, sich in milderer Stimmung befand und sich entschloß, der Einladung Martins zu folgen und der Weihe desselben zum Geistlichen

*) Der Schutzheilige St. Georg.

**) So drückt es Matthesius aus. Übrigens ist die Schule jetzt nur Volksschule.

beizuwohnen. Als man nach der ersten Messe desselben bei Tische saß, wagte es der Sohn zu dem Vater schüchtern zu sprechen: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret so zornig, daß ihr mich nicht gern wolltet Mönch werden lassen, und sehet es vielleicht auch jetzt nicht allzu gern? Ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Wesen!“ Mochte nun zwar auch der günstige Eindruck, den der alte Mansfelder an jenem Tage von dem Mönchswesen empfangen, daß er wegen der Versunkenheit der meisten damaligen Mönche haßte, auf ihn gewirkt haben: die anwesenden Ordensobersten, Doktoren und Magister der Theologie konnten doch durch alle die vielen Worte, die sie zur Unterstützung Martins



Hans Luther.

über die Vorzüge des Klosterlebens sagten, den zürnenden Vater nicht völlig besänftigen, denn dieser rief unerschrocken über die Tafel hinweg: „Ihr Herren Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?“ Und als man im weitem Gespräche auf den göttlichen Ruf kam, welchem der junge Priester gefolgt sei, gab Hans Luther ernst zur Antwort: „Gebe Gott, daß es kein Betrug und teuflisches Gespenst gewesen ist!“ — Später gestaltete sich das Verhältnis zwischen Sohn und Eltern immer freundlicher. Es steht fest, daß die letzteren die reformatorischen Schritte ihres Sohnes voll und ganz billigten, und daß dieser auch in der schwersten Arbeit und im heftigsten Kampfe seinen Eltern in dankbarer Liebe zugethan blieb. Namentlich finden wir Hans Luther und seine Margareta mehrfach zum Besuche ihres im Laufe der Zeit so berühmt gewordenen Sohnes in Wittenberg, z. B. im November 1520 auf besondere Einladung zur Hochzeit Philipp Melancthons. Als der Reformator bei seiner Rückkehr aus Worms auf die Wartburg entführt wurde, war sein Bruder Jakob bei ihm im Wagen; bald nach seiner Rückkehr von der Wartburg besuchen die Eltern ihren Sohn in Wittenberg, bei welcher Gelegenheit der Rat jener Stadt laut noch vorhandener Rechnungen reichlich für Wein und Bier Sorge trug. Eine der größten Freuden widerfuhr dem alten Hans, als sein Martin das Mönchskleid ablegte und sich mit Katharina von Bora verheiratete (1525). Zu dieser festlichen Gelegenheit waren außer mehreren Mansfelder Freunden Luthers auch dessen Eltern eingeladen. Noch im Jahre 1528

sah der Reformator seine hochbetagten Eltern zum Besuche bei sich; der Wittenberger Magistrat verehrte ihnen damals ein Stübchen roten, ein Stübchen Rhein- und ein desgl. Landwein, im Gesamtpreise von „12 Silbergroschen“. Zwei Jahre später starb der brave Hans Luther; seine treue Gattin überlebte ihn um ein Jahr. Der berühmte Wittenberger Sohn nahm herzlichen Anteil an der letzten Krankheit der Eltern, indem er sie nicht nur trefflich tröstete, sondern auch ihre Überführung nach Wittenberg in Aussicht nahm. Dieselben blieben aber bei ihren Kindern in Mansfeld, und von dort erreichte den Sohn die Nachricht von des Vaters Tode durch einen Brief seiner Rätthe, als er sich während des Reichstages zu Augsburg auf der Koburg befand. Zartfühlend hatte die treue Rätthe ihm das Bildniß seiner jüngsten Tochter Magdalena in den Trauerbrief gelegt. — Auch nach der Eltern Tode blieb Luther in engen Beziehungen zu seinen Verwandten in Mansfeld, wie sich dies aus vielen Thatsachen deutlich ergibt. — Das Ende Luthers führt uns nach Eisleben, wo auch seine Wiege stand. Das Haus, in dem er geboren wurde, ist noch jetzt in seinem Erdgeschosse erhalten, und man zeigt in demselben links von der Straßenthür, über der ein rohes Reliefbild Luthers prangt, das Geburtszimmer des großen Mannes. In dem zweiten Stocke, das nach einem großen Brande im Jahre 1689 neu aufgesetzt worden ist, finden sich zwei Räume, welche außer meist rohen Bildern aus dem 16.

und 17. Jahrhundert, die teilweise aus der „Kronenkirche“ des alten Gottesackers stammen, einige Andenken an Luther enthalten. Hier sind unter anderm Luthers Sepulchrum (der „Schwan“), eine Kopie seines Verlobungsringes, Originalbriefe von ihm und Melanchthon, Originalablaßbriefe aus der Zeit von 1497—1516, die älteste Ausgabe der Lutherschen Übersetzung des Neuen Testaments, Spottmünzen auf Luther und den Papst zc. vorhanden. Hinter dem Geburtshause befindet sich eine vom König Friedrich Wilhelm III. gestiftete „Lutherschule“ für arme Kinder, die in Verbindung mit dem Seminar steht.

Es ist eigentümlich genug, daß der Reformator sich in seiner Geburtsstadt verhältnismäßig wenig aufgehalten hat und zuletzt namentlich nur in dieselbe zurückgekehrt ist, um seine Augen zu schließen. Seine Familie zog ihn mehr



Margareta Luther.

nach dem kleinern Mansfeld; aber trotzdem ist der Reformator auch mit Gislebens Einwohnern oft genug in Verkehr getreten, und es gibt in diesem außer dem Geburts- und Sterbehause noch mehrere Stätten, welche an ihn erinnern. Zu seinen Freunden gehörten namentlich Kaspar Hüttel, ein ehemaliger Augustinermönch und späterer Pfarrer an der St. Andreaskirche, Friedrich Reuber, langjähriger Pfarrer an der St. Petrikirche, zeitweise auch Johann Agrikola, ein geborner Gisleber, der zeitweise als Rektor einer Schule und Prediger an der St. Nikolaikirche in Gisleben wirkte, später aber durch seine „Hoffart“ die nahen Beziehungen zu Luther trübte. — An Luthers letzten Besuch in Gisleben (vom 28. Januar bis 17. Februar 1546) werden wir besonders durch drei Stätten der Stadt erinnert, durch die St. Andreaskirche, das Gymnasium und das Sterbehaus. Es handelte sich um die Beilegung des langwierigen Streites der Grafenlinien über ihre Einkünfte und Rechte, und dieselben hatten zu Schiedsrichtern, außer dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und dem Grafen Hans Heinrich dem ältern von Schwarzburg, Luther nebst seinem Freunde Justus Jonas bestimmt. Die letzteren wurden von den Grafen an deren Grenze mit großem Gefolge ehrenvoll empfangen und in die Stadt geleitet. Luther stieg bei seinem Freunde, dem Stadtschreiber Johann Albrecht, ab, und trotzdem er bei seiner Ankunft bereits an Brustkrämpfen erkrankt war, trat er doch sofort in die Vergleichsverhandlungen ein, welche bis zu seinem Todestage währten. Die beiden Theologen ordneten namentlich die streitigen Patronatsverhältnisse und das Einkommen der Prediger und Lehrer. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisherigen zwei Schulen an der St. Andreaskirche zu einer „fürnehmen lateinischen Schule“ mit einem Rektor und sieben Lehrern vereinigt; es entstand also das Gymnasium, das noch jetzt blüht und sich infolge der Fürsorge des Reformators einer so glänzenden Dotation erfreut, daß seine Übersiedelung aus dem dumpfigen alten Gebäude nach einem glänzenden Neubau leicht ermöglicht werden könnte. Neben den anstrengenden Verhandlungen, über die er namentlich an seine Gattin berichtet hat, war der leidende Reformator auch sonst unausgesetzt thätig. Er verkehrte mit vielen Personen, schrieb viele Briefe, sah die neu entworfene Mansfeldsche Kirchenagenda durch, ordinierte zwei Geistliche und predigte viermal in der St. Andreaskirche. Dieses Gotteshaus, das stattlichste Gislebens, welches in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in gotischem Stile erbaut, neuerdings von allem unwürdigen Einbau befreit und glänzend restauriert worden ist, kann sich rühmen, daß der Reformator in ihm seine letzten gewaltigen, Herz und Mark erschütternden Predigten gehalten hat. Die Kanzel, die er zum letztenmal am 14. Februar bestiegen hatte, wurde seitdem nur noch am Reformationstage benutzt, sonst diente eine zweite Kanzel in der Nähe den späteren Seelsorgern für ihre Predigten — eine Pietät gegen den Reformator, die wir ehren müssen. Nach der kürzlichen Restaurierung des Gotteshauses hat man die zweite Kanzel zu beseitigen und die „Lutherkanzel“ in fortgesetzten Gebrauch zu nehmen für gut befunden. — Doch kehren wir zu Luthers letzten Augenblicken zurück. Die äußerst anstrengende Thätigkeit hatte die sinkenden Kräfte des großen Mannes aufs ärgste erschüttert, daher kehrten am 16. Februar die Brustkrämpfe zurück und zwangen ihn am nächsten Tage, das Zimmer zu hüten. Auf einem ledernen Bette ruhte er bis Mittag, stand dann auf, setzte sich mit zu Tische und ging

dann mehrfach im Zimmer auf und nieder. Es schien ihm gut zu gehen, doch bewegten Todesahnungen vielfach seine Seele. Auch am Abende saß er wieder beim Mahle und sprach viel vom Tode und vom ewigen Leben; später trat er an das Fenster und rief unter Dank für den ihm bei seinem reformatorischen Werke gewährten göttlichen Beistand den himmlischen Vater an, daß er „die Kirche seines lieben Vaterlandes“ im rechten Bekenntnisse bewahren möge. — Als gegen 8 Uhr seine Schmerzen zunahmen, rief man mehrere Freunde, unter anderen auch den Grafen Albrecht. Gegen 10 Uhr schief er sanft ein und erwachte erst um 1 Uhr wieder, und zwar mit der wehmütigen Klage: „Ach, Herr Gott, wie ist mir so weh! ach, lieber Dr. Jonas, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben!“ Die nun gerufenen beiden Ärzte der Stadt wendeten ihre Mittel an, konnten aber nicht mehr helfen. Jonas und Coelius, seine beiden treuen Freunde, erquickten ihn mit Bibelstellen, und er selbst betete dreimal laut: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!“ Als er still geworden war, fragten ihn Jonas und Coelius: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr beständig gepredigt, sterben?“ Er antwortete deutlich: „Ja“; dann wandte er sich auf die rechte Seite und entschlief bald darauf mit einem sanften, aber tiefen Aufatmen am Donnerstag, den 18. Februar, zwischen 2 und 3 Uhr nachts. Sein Ende war leicht, sein Todeskampf kurz gewesen, wie er es oftmals gewünscht hatte.



Luthers Totenmaske, angeblich ein Kranach'sches Bild.

An seinem Sterbebette standen seine jüngeren Söhne Martin und Paul, seine Freunde Jonas und Coelius, die Grafen Albrecht von Mansfeld und Heinrich von Schwarzburg mit ihren Gemahlinnen, sein Wirt Johann Albrecht; sein Schüler Johann Aurifaber, damals Erzieher der Söhne des Grafen Albrecht, drückte ihm die Augen zu. — Ganz außerordentlich war die Trauer in der ganzen Stadt, und schon von 4 Uhr morgens eilte die Menge in das Sterbehäus, um an dem Totenbette Luthers zu weinen. Auf den wehmütigen Bericht, den der Graf Albrecht unmittelbar nach dem Tode Luthers an den Kurfürsten von Sachsen erstattet hatte, befahl dieser umgehend die Überführung der Leiche nach Wittenberg und meldete durch eigne Briefe den schweren Verlust allen evangelischen Fürsten. Am 19. Februar ward die Leiche unter dem Geläute aller Glocken und unter Sterbegefängen von 24 Geistlichen der Grafschaft in die St. Andreaskirche getragen und dort vor dem Altare niedergesetzt; Dr. Jonas hielt die Leichenpredigt; während der folgenden Nacht wachten zehn Bürger der

Stadt am Sarge. Am 20. Februar hielt Coelius eine zweite Leichenpredigt, worauf zwischen 12 und 1 Uhr der Leichenzug von den Grafen mit einem Gefolge von 50 Edelleuten zur Stadt hinaus gen Wittenberg geleitet wurde, wo er am 22. Februar anlangte. — Das Gotteshaus, welches an Erinnerungen an des Reformators Ende so reich ist, enthält jetzt Bronzestatuen von Luther und Melanchthon; ein einfaches Brustbild erinnert außerdem an Johann Arnd, welcher als Seelsorger dieser Kirche 1609—1611 sein „Wahres Christentum“ schrieb. Der Altar ist mit kunstvollen Holzschnitzereien aus dem Jahre 1483 (also dem Geburtsjahre Luthers) geschmückt, welche die „Präsentation Mariä“ darstellen; hinter der berühmten „Lutherkanzel“ liegt eine Grabkapelle der Mansfeldschen Grafen mit sehr sehenswerten Denkmälern. — Luthers Sterbehause ist gegenwärtig, wie auch sein Geburtshaus, Eigentum der Regierung und wird zur dauernden Erinnerung an den Reformator erhalten.

Zum Schlusse fügen wir noch über sonstige Merkwürdigkeiten Eislebens einige Notizen hinzu. Von dem alten Schlosse, das wahrscheinlich bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts erbaut wurde, steht nur noch ein isolierter runder Turm. In demselben residierte Hermann von Luxemburg, den die Feinde Heinrichs IV. nach dem Tode Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönige erwählt hatten, im Jahre 1082; und weil damals um Eisleben viel Knoblauch gebaut wurde, nannten ihn die Anhänger Heinrichs den „Knoblauchskönig“. Noch jetzt befindet sich an der östlichen Seite der Andreaskirche und an der Rathaus-treppe als Wahrzeichen der Stadt ein gekrönter Kopf, der diesen „Knoblauchskönig“ vorstellt. Im Jahre 1601 brannte das später von den Grafen bewohnte Schloß ab und blieb seitdem Ruine. In der Neustadt fällt neben einem Brunnen die knieende Figur eines Bergmanns auf, welche unter dem Namen „Martin“ bekannt ist und wahrscheinlich das Wahrzeichen der „neuen Bergstadt“ bildet. Von der Höhe der Annenkirche, bei welcher eine kurze Zeit Augustinerermönche hausten, hat man einen schönen Blick über die Stadt und den Eisleber Grund bis zum „süßen See“, an dessen Ende sich Schloß Seeburg erhebt.

Sänger des Harzes. Aus der Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Wie wir schon erwähnten, ist das Harzgebirge, namentlich an den tief eingeschnittenen Thäländern, aber auch auf den ausgedehnten Plateaus, sehr walddreich. Kein Wunder also, daß sich hier, wie gleichfalls früher bemerkt, das Wild in großer Menge heimisch fühlt.

Zwar fehlt es nicht an großen Treibjagden im Herbst, nicht an Wildschützen, die zu jeder Zeit den Waldtieren nachstellen, aber die Natur erzeugt doch immer wieder in ausreichender Weise jungen Nachwuchs als Ersatz für die der Kugel verfallenen Opfer. Auf den Zweigen der stattlichen Bäume des Gebirgswaldes aber schaukeln sich die gefiederten Sänger: Finken, Meisen, Dompfaffen, Kreuzschnäbel, Girliche, Kottelchen, um den ewig gleichen und fröhlichen Frühlingsreigen anzustimmen, sobald der Winter die Berge wieder auf kurze Zeit verläßt. Dann bauen sie sich ihr Nest in den grünen Zweigen und genießen bald des stillen Familienglückes einmal, auch mehrfach. Oft freilich wird dasselbe von grimmen Feinden bedroht, vor denen die Eltern weder sich noch die Jungen zu schützen vermögen. Erfreulicherweise hat zwar das Gesetz den Vogelfang, der früher in den Harzwäldern von zahlreichen Vogelfängern aus Braunlage, Harzburg,

Klausthal u. s. w. professionsmäßig betrieben wurde, die dann ringsum in den größeren Städten öffentlich auf den Märkten ihre Ware feilzuhalten pflegten, mit Strafen bedroht; aber dennoch wird vielfach noch heimlich die Leimrute gelegt und mancher der genannten Waldsänger seinem freien, fröhlichen Berufe entzogen, um im engen Bauer und in der dumpfigen Stube sein Leben zu vertrauern. Wenn nun auch dieser Unfug nicht mehr die frühere Ausdehnung hat, da der Absatz beschränkt sein muß, so gibt es doch noch andre Feinde genug, die die Obrigkeit nicht so leicht abstrafen kann. Über den Wipfeln der Bäume schweben Falke und Habicht, bereit, die harmlosen Sänger im raschen Niederschießen zu ergreifen und abzuwürgen, welche aus dem schützenden Verstecke der Zweige sich etwas weiter hervorgewagt haben.



Marktplatz zu Eisleben.

Auf die Jungen im Neste geht raubgierig der Häher aus, welcher sich oben drein noch vielfach eines obrigkeitlichen Schutzes erfreut; und, nicht zufrieden mit der vegetabilischen Nahrung, die der Wald ihm an Nüssen, Bucheckern u. dergl. gewährt, durchwandert auch das Eichhörnchen die schwanken Zweige, um an Eiern und hilflosen Jungen der Singvögel sich Leckerbissen zu erjagen. Kommt dann der Herbst, wo in dichten Scharen Amseln und Drosseln durch die Wälder des Harzes dahinziehen, so lauert der Jäger ihnen mit seinen „Dohnen“ auf, in denen sie zu vielen Hunderten einem kargen Genuße von Eberescheneeren zum Opfer fallen; denn leider hat der „Vogelschutz“ noch immer nicht diese verwerfliche Jagd abzustellen vermocht, die übrigens durch die begehrende Kehle der städtischen Feinschmecker nur zu sehr unterstützt wird.

Während der Handel mit den Waldsängern neuerdings mehr und mehr aufhören mußte, hat doch der Vogelhandel vom Harz her immerfort zugenommen;

es sind aber im Zimmer gezüchtete Sänger und Schmuckvögel, um die es sich hier handelt, namentlich Kanarienvögel. Die „Harzer Vögel“ sind weit und breit berühmt, namentlich stehen aber die St. Andreasberger hoch in Ansehen. Man schätzt die Zahl der Familien, welche sich in St. Andreasberg gegenwärtig mit Kanarienvogelzucht beschäftigen, auf 300, den aus derselben erwachsenden Gewinn auf 300 000 Mark, wovon freilich etwa die Hälfte auf Futterkosten abzurechnen ist. Die Vögel gehen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Rußland, Amerika und Australien. Die jährlich zum Transport angefertigten kleinen Holzbauer repräsentieren allein einen Wert von 20 000 Mark. Wenn die Zucht gerät, was freilich nicht immer der Fall ist, so werden die kleinen Bergmannswohnungen von Hunderten kleiner Vögel erfüllt, welche sich mannigfach in der Zeichnung voneinander unterscheiden. Sind die Hähne von den Weibchen geschieden worden, was dem geübten Züchter schon bald und ziemlich leicht gelingt, so werden die ersteren einzeln nach und nach älteren geübten Sängern in die Lehre gegeben, d. h. man hängt sie in eigentümlich konstruierten Bauern in der Nähe derselben auf. Die erwähnten Bauer sind an den Seitenwänden geschlossen und empfangen nur von oben Licht. In diesem „Gefängnis“, das eigentlich nicht für die Dauer angewendet werden sollte, sind die Tierchen von der Außenwelt fast vollständig abgeschlossen, lauschen ungestört dem zarten, glockenhellen Gesange ihres Lehrmeisters und nehmen denselben allmählich an. Nach der verschiedenen Art des Schlags unterscheidet man Glucker, Koller, Hohlschläger u. dergl., und der Preis dieser Vögel schwankt zwischen 6 und 75 Mark pro Stück.

Von den gesiederten Sängern wollen wir auf einen Augenblick zu denjenigen Dichtern übergehen, welche durch ihre Muse das Gebirge verherrlicht haben. Schon im Jahre 1781 besang der Dichter Danneberg in sieben Gefängen unser Gebirge; seine Dichtung ist jetzt nur noch wenig gekannt. Graf Friedrich Leopold von Stolberg, der jüngere der als Dichter bekannten Brüder, die in so engem Verkehre mit dem Göttinger Hainbunde und mit den bedeutendsten Meistern, wie Goethe, gestanden haben, wurde wohl durch die Beziehungen seiner Familie zum Harze angeregt, das Lob desselben zu singen. In farbenprächtiger Ode grüßt er ihn, das „werte Cheruskerland, dem Mutter Natur aus der vergeudenden Urne männlichen Schmuck verlieh.“ Noch weit berühmter sind die Werke unsres Dichtersfürsten Goethe geworden, welche an unser Gebirge sich knüpfen oder dasselbe berühren.

Es war im Dezember 1779, als Goethe seine „Harzreise im Winter“ unternahm, am 10. Dezember jenes Jahres, als er den Brocken bestieg. Die Eindrücke, welche er bei dieser Gelegenheit von dem Gebirge gewann, finden wir in seiner lebendigen Erzählung niedergelegt; diejenigen Stimmungen aber welche gleichzeitig seine Seele durchwogten, hat er durch seine gleichnamige Dichtung ausgesprochen.

Wiewohl ein schwerer, schneedrohender Himmel sich ihm entgegenwälzt, reitet er doch mutig nordwärts bergauf; im Rückblicke auf seinen bisherigen Lebensgang erhofft er auch ferner für sich guten Erfolg:

„Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,

Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt.“

Aber plötzlich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmutigen, um dessen willen er eigentlich die Fahrt unternommen hat. Hatte der Dichter des Werther sich durch diese Dichtung von der damals herrschenden Empfindsamkeitskrankheit gründlich geheilt, so mußte es ihn unangenehm berühren, daß man ihn dieser Empfindsamkeit zieh und mit zahlreichen Briefen in diesem Sinne verfolgte.



Vogelhändler aus dem Harze.

Namentlich war ihm ein junger Mann aufgefallen, der sich in seinen wiederholten Äußerungen von Mißbehagen und selbstischer Dual so ernstlich durchdrungen zeigte, daß es unmöglich war, nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, zu der diese Seelenenthüllungen passen mochten. Der Dichter hatte beschlossen, den Jüngling unerkannt zu sehen. So ist er denn auf diesem winterlichen Wege, der immer einsamer wird. Er muß des Unterschiedes gedenken, der zwischen seinem günstigen Geschicke und dem des einsamen Jünglings besteht:

„Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt...
Aber abseits wer ist's?

In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen...“

Nach mitleidsvoller Klage über den Unglücklichen ergießt er seine herzliche Teilnahme im Gebet:

„Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Öffne den unwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.“

Und dann wendet sich sein Geist den engverbundenen Freunden zu, welche zu gleicher Zeit „mit jugendlichem Übermut“ sich „auf der Fährte des Wildes“ befanden, ihnen gute Jagdbeute wünschend, und auch für sich selbst fleht er:

„Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,

Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!“

Zwar machen die Beschwerden der Reise sich geltend, und fast möchte er sie zu hart finden, aber die Gedanken an die entfernten Geliebten geben ihm Mut, sie zu überstehen:

„Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem heizenden Sturm

Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehängner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.“

Am 10. Dezember in der Mittagsstunde stand der Dichter, wie er selbst berichtet, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über sich den vollkommen klaren Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Überrocks ein brenzlicher Geruch erregt ward. Unter sich sah er ein unbewegliches Wolkenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Prachtvoll aber hat er zum Schlusse seines Gedichtes, das er selbst in seiner Bescheidenheit als „kaum geregelte rhythmische Zeilen“ bezeichnet, den Brockengipfel geschildert und zugleich auf den lohnenden Bergbau hingedeutet, der an den benachbarten Berggipfeln blüht:

„Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken

Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.“ —

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle auf die lebensvolle Schilderung hinzuweisen, welche Goethe in seiner „Walpurgisnacht“ der Faustdichtung von der Brockenzenerie, namentlich von den Felsblöcken und Waldbäumen des Gipfels, gegeben hat. Wir hören Faust sagen:

„Seht die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberücken.
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsenmasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen! —
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,

Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bände,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Masern
Strecken sie Polypenfäsern
Nach dem Wanderer.“

Sicherlich hat der Dichter von keiner seiner drei Brockenreisen eine stärkere Anregung zu seiner „Walpurgisnacht“ und speziell zu dieser lebensvollen Schilderung gewonnen, als von der wunderbaren Dezemberfahrt zum Blocksberg hinauf!

Auch Heinrich Heine gehört zu den Dichtern, welche dem Harzgebirge ihre liebevolle Teilnahme zugewendet haben; freilich wird von diesem kein Leser so weisevolle Klänge erwarten, wie sie der Dichter des Faust in seiner winterlichen Harztour angeschlagen hat. Einer der neuesten Lobredner des Harzes aber ist Helm, welcher von Schloß Herzberg am Südwestrande des Gebirges seine Weisen in die Welt hinausgesandt hat.

Weiter könnten wir noch die vielen Poeten vorüberziehen lassen, die entweder dieses Gebirge als ihre Heimat lieben oder doch in ihm zeitweise gelebt und gewirkt haben. Von Klopstock, dessen Wiege zu Quedlinburg stand und der auf dem Falkenstein an den Gefängen seines Messias webte, wie von Bürger, der zu Molmerswende das Licht der Welt erblickte und in dortiger Gegend Anregung zu mehreren Dichtungen fand, haben wir bereits gelegentlich gesprochen, auch von den beiden dichterischen Grafen von Stolberg, von Vater Gleim und Lichtwer, die in dem hochgetürmten Halberstadt hausten; aber so mancher Ort des Gebirges könnte uns noch von Dichtergestalten unsres Vaterlandes erzählen. Erinnert uns doch beispielsweise das Jagdschloß des Grafen von Stolberg-Wernigerode, die „Plessenburg“, an Ernst Schulze, den Dichter der „Bezauberten Rose“, welcher daselbst in den Jahren 1809—1815 mehrfach geweilt und der schönen Pflgetochter des dortigen Försters seine leidenschaftlichen Elegien gesungen hat.

Ein bedeutsamer Abschnitt unsrer vaterländischen Geschichte hat sich, wie wir bereits mehrfach angedeutet, rings um unser Gebirge abgepielt, die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser; wir wollen derselben nachstehend noch einige Bemerkungen widmen.

Als König Konrad I. aus fränkischem Stamme sein Ende herannahen fühlte, ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und ermahnte ihn, daß er zu dem bisherigen Hauptgegner des Königs, dem streitbaren Herzog Heinrich von Sachsen, gehen und diesem die Insignien der königlichen Würde überbringen solle, denn bei diesem stehe das Heil des Reiches; ihnen selbst aber mangle Glück und Fähigkeit. Und die Sage erzählt, daß Heinrich von Sachsen am Vogelherde gestanden habe, als ihm Eberhard die Nachricht von seiner Erhebung zum Throne überbrachte. Zwar berichtet die Geschichte nur, daß Eberhard in der Versammlung der fränkischen und sächsischen Großen bei Fritslar in edler Selbstverleugnung den Herzog Heinrich zum König ausgerufen hat; doch die Sage bezeichnet sogar die Stelle, wo der besagte Finkenherd zu suchen sei, nämlich zu Quedlinburg, nach anderm Berichte etwas südlich von Herzberg, bei dem ehemaligen Kloster Böhle. — Wir wissen, wie passend die Wahl Heinrichs zum Könige war, da es sich darum handelte, das arg zerrissene und darum in Ohnmacht versunkene Reich neu zu vereinigen und dadurch zu kräftigen. So sehr er geneigt war, den großen Häuptern der Stämme in ihren Gebieten freien Spielraum zu lassen, so kräftig nahm er doch die Interessen des Reiches den auswärtigen Feinden gegenüber wahr. Zwar mußte er, als die Ungarn im Jahre 924 einen furchtbaren Einfall nach Sachsen und Thüringen machten, weil er völlig unvorbereitet war, vorläufig auf einen neunjährigen Waffenstillstand

unter Zusicherung von Tributzahlungen eingehen; aber diese willkommene Frist benutzte er, um solche Vorkehrungen und Veranstaltungen zu treffen, wie sie zur wirksamen Gegenwehr gegen diese Feinde, überhaupt zum Schutze des Landes und zur Herstellung des früheren Übergewichts deutscher Waffen gegen die Nachbarvölker, notwendig erschienen. Zu diesen Veranstaltungen gehörte vor allem die Anlage oder Erweiterung und Verstärkung fester Burgen. Noch immer wohnte damals das sächsische Volk nach uralter Sitte auf einzeln stehenden Höfen inmitten seiner Fluren und Äcker, oder in offenen Dörfern; nur die Königspfalzen und festen Adelschlösser und die umfriedigten Sitze der Bischöfe und Mönche bildeten Sammelplätze eines regeren Verkehrslebens.

Heinrichs Bestreben war nun darauf gerichtet, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, die Pfalzen, Bischofsitze und Klosterstifte mit Graben und Mauer zu umgeben und dann an der offenen Grenze neue Festen anzulegen. So entstand auf schützender Anhöhe um einen Königshof die Stadt Quedlinburg; so aus einem ärmlichen Jagdhaufe Goslar, in dessen Nähe bald darauf im Rammelsberg die reichen Erzadern entdeckt wurden; um die neu befestigte Merseburg ward ein kühnes Volk zum Kampfe mit den slavischen Nachbarn angesiedelt; und während im Nordwesten des Harzes das alte Stift Gandersheim neu ummauert wurde, legte man im Süden und Südwesten desselben den Grund zu den festen Städten Nordhausen und Duderstadt; ferner wuchs Magdeburg zu neuer Bedeutung empor, seitdem es Heinrich seiner angelsächsischen Schwiegertochter zur Morgengabe bestimmt hatte. Wir übergehen die Anordnungen, die der große König zur Hebung der festen Plätze traf; wohl aber müssen seine Bestrebungen hervorgehoben werden, die Sachsen an den Reiterdienst zu gewöhnen und sich aus berittenen Dienstleuten und Knechten ein Reiterheer heranzubilden, welchem freie Vasallen zu Führern dienten. Nur so wurde er in den Stand gesetzt, die Ungarn mit ihrer eignen Kriegsweise zu bekämpfen und denselben mit nachhaltigem Erfolge zu begegnen, was ihm bei dem bisherigen Kriegsdienste zu Fuß schlechterdings unmöglich gewesen wäre. Die Probe der neuen Kriegsordnung machte er in den nun folgenden Kriegszügen gegen die benachbarten slavischen Völker, von denen er die Heveller, Daleminzier, Wilzen, Obodriten und Redarier niederwarf. Dann berief er alles Volk zu einer großen Reichsversammlung und sprach folgendermaßen: „Das früher durch innern Zwist und äußere Feinde bedrängte und verwirrte Reich ist mit Gottes Hilfe durch meine und eure Anstrengungen von schweren Gefahren befreit, beruhigt und geeinigt worden; die feindlichen Slaven sind besiegt und unterworfen. Aber eins bleibt uns noch übrig: wir müssen den Ungarn mit vereinten Kräften entgegentreten. Bisher habe ich euch, eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen, alles haben wir dargebracht bis auf das nackte Leben. Nur die Güter der Kirche sind noch unberührt. Erwäget und entscheidet nun, was zu thun sei. Soll ich den heiligen Schatz wegnehmen und als Lösegeld den Feinden überreichen, oder soll ich nicht lieber dem Dienste Gottes seine Ehre lassen, auf daß wir durch den befreit werden, der unser aller Schöpfer und Erlöser ist?“ — Da erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der lebendige und wahre Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, mache uns frei von unsern Banden!“ Darauf that die ganze Versammlung

das feierliche Gelübde, dem Könige gegen den schlimmen Feind beizustehen. Der weitere Tribut wurde nun verweigert, und die Ungarn kehrten alsbald rache-schnaubend zurück. Sie verwüsteten Thüringen mit Feuer und Schwert, töteten die männliche Bevölkerung, welche das zehnte Jahr überschritten hatte, und schleppten Weiber und Mädchen in langem Zuge mit sich fort. Aber das verödete Land konnte bald ihre Scharen nicht mehr ernähren; deshalb teilten sich dieselben in zwei Haufen, von welchen der eine westwärts nach Sachsen vorbrach, während der andre in den östlichen Gegenden blieb. Der erstere erlitt bald darauf durch ein thüringisch-sächsisches Heer, wahrscheinlich in der Abwesenheit des Königs, eine große Niederlage, in welcher die Führer und die Mehrzahl der Kriegersleute fielen, der Rest entweder gefangen genommen wurde oder durch Hunger und Kälte umkam. Der östliche Haufe versuchte die von einer Schwester des Königs, die mit dem Thüringer Wido verheiratet war, bewohnte Burg*) im raschen Anlaufe zu erstürmen, wurde jedoch hieran durch das Einbrechen der Nacht gehindert. Während der Nacht erhielten sie Kunde von der Niederlage ihrer Genossen und dem Anrücken des Königs mit einem großen Heere. Sogleich zündeten sie große Feuer an, um ihre zerstreuten Genossen herbeizurufen, und brachen am frühen Morgen auf. Der König hatte über Nacht bei Kiade gelagert, und dort trafen die Ungarn mit ihm zusammen (am 15. März 933). Den Ort haben wir wahrscheinlich nicht in dem Dorfe Keuschberg bei Merseburg, sondern in dem Dorfe Ritteburg im fruchtbaren Unstrut-Niete zu suchen. Über die Schlacht aber gibt der Sachse Widukind folgenden Bericht: „Der König führte sein Heer vorwärts und ermahnte die Krieger, ihre Hoffnung auf Gott zu setzen und, eingedenk des Vaterlandes und der Eltern, standhaft in den Kampf zu gehen wider den gemeinsamen Feind aller Völker; wenn sie mutig vorangingen und mannhaft kämpften, würden die Ungarn bald den Rücken wenden. Diese Worte des Königs flößten den Kriegern Mut und Zuversicht ein, und mit Lust gewahrten sie, wie ihr König bald unter den Ersten, bald in der Mitte, bald hinten sich thätig zeigte und das Feldzeichen mit dem Bilde des Erzengels Michael stets vor ihm sichtbar wurde. Heinrich besorgte aber, wenn die Feinde der schwer gerüsteten Reiter-scharen ansichtig würden, möchten sie sogleich auseinander sprengen; er sandte daher ein Fähnlein thüringer Fußvolk mit nur wenigen schwerbewaffneten Rittern voraus, in der richtigen Ansicht, die Ungarn würden diese sogleich angreifen und, sie verfolgend, an die Hauptmacht herangezogen werden. Und so geschah es auch; aber sobald sie das Heer in voller Rüstung erblickten, ergriffen sie gleichwohl die Flucht, und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie acht Meilen weit verfolgte, nur wenige überholt oder getötet werden konnten. Das Lager aber wurde genommen und alle Gefangenen befreit.“ Groß war der Ruhm, welchen Heinrich durch diesen Sieg bei seinem Volke wie bei andern Völkern und Königen davontrug. „Er aber gab Gott die Ehre, und zum Dank, daß er ihm den Sieg verliehen, bestimmte er den Tribut, den er bisher den Feinden bezahlte, für kirchliche Zwecke und Almosen an die Armen.“ — Nachdem der König nur noch wenige Jahre ruhmreich gewaltet hatte, sollte sein Ende verhältnismäßig schnell eintreten. Schon ist früher erwähnt worden,

*) Vielleicht Sechaburg bei Sondershausen.

daß er zu Bodfeld im Harze, wo er sich mit der Jagd vergnügte, plötzlich erkrankte — er wurde vom Schlage gerührt. Zwar erholte er sich wieder etwas, erkannte aber doch, daß die Zeit gekommen sei, sein Haus zu bestellen. Daher überwies er seiner treuen Gattin Mathilde die rings um den Harz gelegenen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Wittum, gründete über seiner Pfalz Quedlinburg ein Nonnenkloster und verteilte den Schatz und das sonstige Erbgut unter seine Kinder. Sodann empfahl er auf einer Versammlung seiner Großen zu Erfurt Otto, seinen erstgeborenen Sohn von Mathilde, zu seinem Nachfolger, um sich hierauf mit wenigen Getreuen nach seiner Pfalz Memleben an der Unstrut zu begeben. Dort wiederholte sich der Schlaganfall und seine Kräfte gingen rasch zu Ende. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er die Königin zu sich rufen und dankte ihr in herzlichen Worten für ihre Treue und Hingebung. Tiefgerührt sprach Mathilde gleichen Dank aus und ging dann in die Kirche, um zu beten. Als sie noch im Gebet auf den Knien lag, mußte sie aus dem lauten Wehklagen des Volkes, daß sich vor der Kirche hören ließ, erkennen, daß ihr geliebter Gatte verschieden sei (am 2. Juni 936). Sein Körper fand, wie wir wissen, in Quedlinburg seine Ruhestätte.

Heinrichs Sohn, der große Otto I., gibt durch sein königliches Wirken uns weniger Veranlassung, bei der Betrachtung unsres Gebirges auf dasselbe hinzuweisen; doch regt er uns an, bei der zuletzt erwähnten denkwürdigen Stätte noch auf einige Augenblicke zu verweilen. Nach kampfesreichen, sorgen- und mühevollen Regierungsjahren war dieser auch auf den „römischen Kaiserthron“ erhobene Herrscher im Sommer des Jahres 972 aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt. Von seinen Söhnen waren Liudolf und Wilhelm, von seinen Töchtern Liutgard dahingestorben; doch von seiner zweiten Gemahlin, der burgundischen Adelsheid, war ihm ein Erbe erblickt, welcher bereits die Kaiserkrone trug und in Italien mit der griechischen Kaisertochter Theophano vermählt war. Aus Welschland aber zog es sein Herz nach dem teuern Sachsenlande, und in der Lieblingsstadt seines Vaters, in Quedlinburg, sollte er noch einmal Mittelpunkt des größten irdischen Glanzes sein und thatsächlich als der „Gebietet der christlichen Welt“ verehrt werden. Es war im März 973, als dorthin von nah und fern die Fürsten gepilgert kamen, um das alte und das junge Kaiserpaar mit Geschenken zu begrüßen. Hier erschienen unter andern auch Mieczislaw von Polen, Boleslaw II. von Böhmen, Gesandte des Dänenkönigs Harald, Botschafter Roms, Benevents, Konstantinopels, der Russen, Bulgaren und Ungarn, um die Herrscher des Abendlandes, die Häupter der Christenheit zu verehren, aber des gealterten Kaisers Gemüt ward bei all der Herrlichkeit tief betrübt durch die Trauerkunde von dem Tode des Herzogs Hermann von Sachsen, des treuen Waffengefährten aus den frühesten Tagen seiner Regierung; er ahnte, daß auch sein eignes Ende nahe bevorstehe. Von Quedlinburg zog er über Merseburg, wo er auf feierliche Weise die Gesandtschaft eines arabischen Fürsten empfing, nach der Pfalz Memleben, dem Todesorte seines Vaters, und schon am Tage nach seiner Ankunft daselbst schloß er die Augen (am 7. Mai 973). Von Memleben wurden seine irdischen Überreste nach Magdeburg gebracht und dort zuerst in der Moritzkirche, später in dem hohen Chor des neu erbauten Domes in einem marmornen Sarge beigesezt; derselbe trägt eine lateinische Inschrift, welche verdeutscht lautet:

„König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt; dreifach beklagt ihn die Welt.“*)

Memleben liegt in der Mitte zwischen Wiehe und Nebra, am rechten Ufer der Unstrut in außerordentlich fruchtbarer Gegend; es ist ein großes Dorf, an dessen östlichem Ausgange wir die Domäne Memleben finden, ein Besitztum der Klosterschule „Schulpforta“.



Kloster-Memleben.

Hier fällt uns sofort die herrliche Ruine des ehemaligen Benediktinerklosters in die Augen, welches zu den ausgezeichnetsten Bauwerken des 10. Jahrhunderts gehörte. An den wohlerhaltenen Pfeilern finden sich, wenn auch schwer erkennbar, merkwürdige Bilder, und zwar drei männliche und vier weibliche, die als Darstellungen des Königs Heinrich I., der Kaiser Otto I. und Otto II. und der Gemahlinnen derselben angesehen werden können. Das Gebäude hatte die Gestalt eines Kreuzes und drei Türme, von denen zwei im Westen, der dritte im Osten erbaut war; die Länge beträgt über 67 m, die Breite etwa halb soviel. In einer Mauernische befindet sich ein sehr altes Marienbild in Nonnentracht,

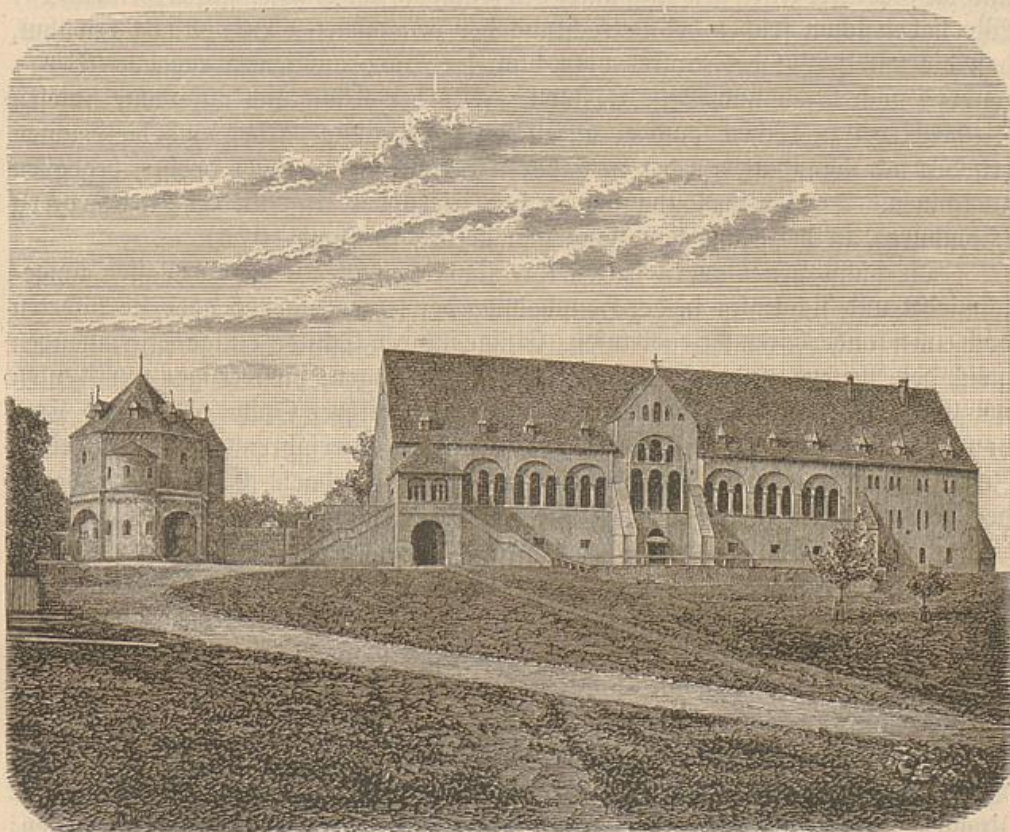
*) Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clusae:
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.

das Christuskind auf dem Arm. Deutlich ist noch das sehr hohe Chor erkennbar. An der Nordseite treten wir aus der Kirche hinaus und erkennen hier noch die Spuren des Kreuzganges; die Hofgebäude aber sind erst neueren Datums. Rechts werden wir einige Stufen hinab in die Krypta geführt, die wahrscheinlich früher von dem Kreuzgange aus ihren Zugang hatte. Sie erhält ihr Licht durch sieben zum Teil farbige Fenster und macht, nachdem sie durch König Friedrich Wilhelm IV. restauriert worden ist, durch ihren edlen byzantinischen Stil, durch ihre auf vier runden zierlichen Säulen und ebensovielen viereckigen Pfeilern ruhenden Wölbungen einen erhabenen Eindruck. An dem östlichen Eingange wurden Herz und Eingeweide Kaiser Ottos beigelegt.

Was nun die nähere Geschichte dieser in Ruinen liegenden heiligen Stätte anlangt, so wissen wir, daß schon die sächsischen Herzöge hier ihren Hof hielten, welcher im Besitz der Könige des sächsischen Hauses blieb und unter den beiden ersten und bedeutendsten derselben seine Glanzperiode hatte. Kaiser Otto II. erwarb sich auf Betrieb seiner Mutter Adelhaid von der Abtei Hersfeld die Rechte über die Kirche in Memleben, erbaute um 975 das Gotteshaus in byzantinischem Stile und siedelte Benediktiner an, die er mit reichen Einkünften ausstattete. Unter dem folgenden Kaiser erlangte diese freie Abtei sogar Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit; aber die Mönche wirtschafteten so schlecht, daß Kaiser Heinrich II. sich veranlaßt sah, sie wegen ihrer dürftigen Lage wieder dem Kloster Hersfeld unterzuordnen. In diesem Verhältnis blieb das Kloster bis zu seiner Auflösung durch die Reformation. Kurfürst Moriz von Sachsen gab dasselbe mit seinen Einkünften 1551 an die Fürstenschule Schulpforta. Im Jahre 1729 war die Kirche noch unter Dach und bis auf ihre zwei westlichen Türme wohl erhalten; erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das schöne Gotteshaus seines dritten und letzten Turmes sowie seines Daches beraubt und bald darauf auch das hohe Chor eingerissen, denn der kursächsischen Regierung erschienen die Erhaltungskosten zu hoch. Die schönsten Steine wurden zum Bau von Scheunen und Ställen benutzt, in der Kirche ellenhoher Schutt gehäuft, die Mauern der Kaiserspalz eingerissen und die denkwürdige Krypta als Kartoffelkeller benutzt; glücklicherweise ist es zu preußischen Zeiten auch hier besser geworden!

Wollen wir nun noch einen Blick in die Zeit der fränkischen Kaiser thun, so wenden wir uns vor allem der Stadt Goslar zu, die wir bereits als Gründung König Heinrichs I. kennen gelernt haben. Unter Otto I. soll dann 968 das Pferd eines Jägers, Namens Ramm, aus dem Erdreiche eine Silberstufe gescharrt haben, worauf sofort auch der Bergbau durch angesiedelte Franken am „Rammelsberge“ begonnen worden sein soll. Schon 984 trat in Goslar eine höchst wichtige Reichsversammlung zusammen, es war diejenige, durch welche Otto III. zum Könige gewählt wurde. Auch Heinrich II. besuchte die Stadt öfter und hielt daselbst mehrere Reichstage ab. Die eigentliche Glanzzeit Goslars folgt aber erst unter den fränkischen Kaisern, unter denen die Stadt recht eigentlich als erste Residenz der Herrscher unsres Vaterlandes betrachtet werden kann. Schon Konrad II., der erste König dieses Hauses, wohnte vielfach in den Mauern dieser Stadt; vor allem aber wendete Heinrich III. derselben seine Gunst zu. Er, von dessen Regierung seine Völker mit Recht Großes erwarteten, Jahre des Ruhmes und der Herrlichkeit, und der in der That auch die Zügel der Herrschaft

in festerer Hand führte, als alle Könige seit Otto I., hat in Gemeinschaft mit seiner zweiten Gemahlin Agnes sein Andenken in Goslar durch mannigfache Stiftungen und Regierungsmaßregeln dauernd befestigt. Er war es, der hier im Jahre 1039 den Dom gründete und mit reichen Gütern, Reliquien und Kostbarkeiten ausrüstete; seine Gemahlin aber rief das Stift St. Peter ins Leben. Einst, so erzählt die Sage, war der Kaiserin ein kostbares Geschmeide abhanden gekommen und ihr Verdacht wendete sich auf ihren Haushofmeister; derselbe wurde, da er seine Unschuld nicht nachzuweisen vermochte, hingerichtet.



Die Kaiserpfalz in Goslar.

Später aber entdeckte man, daß ein Rabe das Kleinod in sein Nest getragen hatte, und die Kaiserin, schmerzlich bewegt durch das entsetzliche Ende ihres unschuldigen Dieners, suchte Sühne durch die erwähnte fromme Stiftung. In dem Kaiserpalaste, welcher um die Mitte des 11. Jahrhunderts von dem jungen Kleriker Benno, dem spätern Erbauer des Hildesheimer Domes und Bischof von Osnabrück, im Auftrage Kaiser Heinrichs III. erbaut worden ist, genas die Kaiserin Agnes ihres Sohnes Heinrich, der nachmals nicht nur selbst die größten Wechselfälle des Lebens erleiden, sondern auch über das Reich die unheilvollsten Bürgerkriege heraufführen sollte. Es ist bekannt, wie dieser trefflich beanlagte Fürst infolge der Mängel und Unregelmäßigkeiten seiner Erziehung nach dem allzu frühen Tode seines Vaters zu allerhand unüberlegten Handlungen verleitet und dadurch in die schwersten Kämpfe mit den Sachsen, dem Papste und den Großen seines Reiches verwickelt wurde. Uns interessieren hier namentlich die Kämpfe

mit den Sachsen. Noch in früherer Zeit war es, als in dem Dome zu Goslar in Gegenwart des jungen Königs die Kriegerleute des Bischofs Sezilo von Hildesheim und des Abtes Widerad von Fulda miteinander blutig kämpften, um für ihre Gebieter den Ehrensitz neben dem Erzbischof von Mainz zu erringen. Der Bischof von Hildesheim feuerte die Seinigen von der Kanzel aus an und erreichte wirklich durch den wilden Markgrafen Eckbert von Meißen den Sieg. Drei Jahre lang blieb infolge dieser gräßlichen Entweihung der Dom zu Goslar geschlossen. Aber die Leidenschaften steigerten sich noch weiter in der Folgezeit und die Goslarer litten gewaltig unter den Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. Wir haben schon früher bei Betrachtung der benachbarten Harzburg erwähnt, daß die wilde Wut des Volkes nicht bloß die Burg auf jenem ragenden Berge, sondern auch Dom und Stift zerstörte. Als der König sich aufmachte, diesen Kirchenfrevel zu rächen, fand er allseitige Unterstützung. Aber auch die Sachsen erhoben sich mannhaft, um der furchtbaren Gefahr, welche ihnen drohte, begegnen zu können. Die Entscheidung fiel an den Ufern der Unstrut, bei Hohenburg (Homburg), in der Nähe von Langensalza (den 9. Juni 1075).

Die sächsischen Bauern hatten ihre ländlichen Werkzeuge zu Waffen umgeschmiedet und sich emsig in der Handhabung der letzteren geübt, aber sie bildeten doch einen sonderbaren Kriegshaufen. Einige führten Schilde, einige Sturmhauben gleich den Reitern, andre Hüte von dreifachen Filzlagen; viele trugen nur Keulen von Eichenholz mit Blei oder Eisen beschwert. An ihrer Spitze aber stand Otto von Northheim, der grimme Feind des Königs, der erfahrenste Feldherr seiner Zeit. Heinrich IV. hatte sein Heer in fünf Züge geordnet. Er selbst stand mit den Rheinfranken in der Mitte, umgeben von einer auserwählten Reiterchar, hoch zu Ross. Das Vordertreffen bildeten die Schwaben unter ihrem Herzog Rudolf, dann kamen die Bayern unter Herzog Welf. Dem Könige folgten die Lothringer unter ihrem Herzoge Gottfried, und den Schluß bildeten die böhmischen Reitercharren unter Bratislavs Führung. Die Sachsen, die noch keinen Angriff erwarteten, rückten rasch und nicht in der besten Ordnung vorwärts. Sobald sie indes ins Handgemenge kamen, bewährten sie die Kraft und Tapferkeit ihres Stammes. Mancher erprobte Held des königlichen Heeres tränkte mit seinem Blute den Boden, so Markgraf Ernst von Osterreich, der tapfere Bekämpfer der Ungarn. Aber auch unter den Sachsen ward manche unerseßliche Lücke gerissen; namentlich fiel Graf Gebhard von Quersfurt, der Vater des spätern Kaisers Lothar. Von einer auserlesenen Schar junger, kampfesmutiger Ritter umgeben, bewegte sich Otto von Northheim allenthalben, wo es Gefahr gab; er ermunterte die Kämpfenden, sammelte und ordnete die Zerstreuten. So kam es, daß die Schlacht lange unentschieden blieb; erst als der König selbst in dieselbe eingriff und die bambergische Ritterschar den Feinden in die Flanken fiel, neigte sich der Sieg auf Heinrichs Seite. Als, von drei Seiten bedrängt, die Sachsen sich zur Flucht wandten, wütete furchtbar in ihren Reihen das Schwert der Franken. Die Ritter und Herren zwar retteten sich leicht auf ihren schnellen Rossen, um so größer aber wurde die Niederlage der Bauern; sie wurden teils in ihrem Lager zusammengedrängt und dort fast ohne Gegenwehr erschlagen, teils in den Fluß gesprengt, um in den Wellen unterzugehen. Über 8000 Sachsen fanden ihren Tod; das königliche Heer bezifferte seinen Verlust auf 1500. Aber nun erst wurde an den Feinden des Königs die eigentliche Rache

genommen. Die Dörfer und Gehöfte wurden ausgeplündert und niedergebrannt, Herden und Vorräte fortgeführt; Mord, Raub und selbst Kirchenschändung erfüllte das ganze Land. Nach der Schlacht konnte der König wieder seine Geburtsstadt Goslar besuchen, aus deren Nähe der wütende Aufstand der Sachsen ihn im Vorjahre ruhmlos verdrängt hatte. — Zu den furchtbarsten Gegnern Heinrichs IV. gehörte Bischof Burchard von Halberstadt, gewöhnlich „Buko von Halberstadt“ genannt, und in die späteren Kämpfe des Königs fällt der gewaltsame Tod dieses Klerikers während seines Aufenthalts in Goslar (April 1088). Wir nehmen daraus Veranlassung, dieser interessanten Persönlichkeit hier auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Burchard, Graf von Woldenberg, vorher Domherr zu Goslar, hatte im Jahre 1060 von König Heinrich IV. den Halberstädter Bischofsstuhl erhalten und war anfangs von demselben nicht nur vielfach begünstigt, sondern auch mehrfach in seiner Bischofsstadt besucht worden, zuletzt zu Pfingsten 1071 zur Teilnahme an der Einweihung des nach seinem Niederbrennen wiedererrichteten Domes. Bald darauf aber begann die Untreue Bukos; er trat dem Bunde der sächsischen Großen gegen Heinrich, der zu Haldensleben im Jahre 1073 unter dem Schutze von 60 000 Bewaffneten tagte, bei, weil, wie er klagte, der König seinem Stifte einige Güter entzogen hatte. An der Belagerung und Zerstörung der Harzburg wie an der Schlacht bei Hohenburg nahm er hervorragenden Anteil. Nach der erwähnten Schlacht begehrte er mit den übrigen sächsischen Fürsten des Königs Gnade, wurde aber seines Bistums entsetzt und in harter Gefangenschaft gehalten. Als der Streit des Königs mit dem Papste Gregor VII. hinzutrat und die Gährung in Sachsen sich erneuerte, trug Heinrich dafür Sorge, daß Buko im Gefolge seiner Schwester, der Gemahlin König Salomos von Ungarn, aus Deutschland dauernd entfernt wurde. Aber unter der Hilfe des Ritters Udalrich entkam Buko auf der Fahrt nach Ungarn und gelangte in Verkleidung glücklich wieder nach Sachsen. Dort wurde er mit Jubel empfangen, und zu seinem Arger erkannte der König aus dem wild emporlodernden Aufstande der Sachsen, daß der Hauptunruhestifter bei denselben wieder angekommen sei. Buko war ganz besonders für die Erwählung Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönige thätig, gehörte zu den eifrigsten Parteigängern desselben und stand unausgesetzt in Verkehr mit Gregor VII. Auch in der Schlacht an der Elster, in welcher Rudolf zwar siegte, aber die Todeswunde empfing, war Buko zugegen und veranlaßte schließlich auch im Verein mit mehreren andern Bischöfen die Wahl Hermanns von Luxemburg zum Gegenkönige sowie dessen Krönung in Goslar. Von einem Abgesandten Gregors eifrig gestachelt, tagten Ostern 1085 zu Quedlinburg die bischöflichen Parteigänger Hermanns, bannten alle Bischöfe auf Heinrichs Seite und erklärten alle Lehren und Ansprüche Gregors für verbindlich. Als trotzdem Heinrich siegreich vorrückte und Hermann von Luxemburg vor ihm zurücktrat, sann Buko darauf, einen andern Gegenkönig aufzustellen; da ward Heinrich von ihm erlöst. Es kam dies so: Buko hatte sich noch enger als früher mit dem Erzbischofe Hartwig von Magdeburg verbunden und den Markgrafen Ekbert von Meißen dadurch von Heinrich abzuziehen gesucht, daß er ihm Hoffnung auf die Königswürde machte. Ekbert unterwarf sich aber bald dem Könige und fiel sogar in Bukos Bistum ein, um denselben gleichfalls zur Unterwerfung zu zwingen. Als nun Buko infolge dessen zu einer Unterredung

mit Ekbert nach Goslar kam, entstand, vielleicht auf Anstiften Ekberts, unter den Bürgern ein Aufstand. Erbittert über die Schmähreden, welche der Halberstädter Ritter Wolfherr gegen Kaiser Heinrich ausgestoßen hatte, stürmten Bürger dessen Herberge und erschlugen ihn. Bufo, der bereits seit acht Jahren an derartiger Körperschwäche gelitten hatte, daß er getragen werden mußte, öffnete das Fenster seines Zimmers und ermahnte das Volk unter Androhung des Bannes zur Ruhe. Doch dadurch reizte er das Volk nur noch mehr; von einem Pfeile aus der Menge getroffen, sank er am Fenster zu Boden, und nun stürmte das Volk in das Haus, um den Feind des Kaisers völlig zu töten. Die Anhänger des Bischofs aber warfen, um diesen zu retten, Feuer in die Häuser, und bald stand ein großer Teil der Stadt in Flammen. Während nun die Bürger mit Löschern beschäftigt waren, schaffte die sächsische Partei den schwer verwundeten Bischof aus der Stadt. Unter Trauergefängen ward er durch die Nacht zum Kloster Ilfenburg geleitet, wo er am 11. April 1088 starb und im Chore der Klosterkirche begraben wurde. „Bufo war ein Mann voll Mut, Thatkraft und Charakterfestigkeit, ein ebenso beredter und einflußreicher Wortführer wie gefürchteter Vorkämpfer im Streite. Schade, daß er nicht einen edlern Wirkungskreis gesucht hat, als den, Aufruhr zu erregen, Schlachten zu schlagen und sein Vaterland und sein Stift mit der Flamme des Bürgerkrieges zu erfüllen.“ Fast 29 Jahre lang hatte er den Krummstab geführt, aber nur wenige Monate seiner Regierungszeit verflossen in Frieden. Überall folgten die Kriegsfurien seinen Schritten, und das unglückliche Land wurde ein Opfer seines unversöhnlichen Herzens. Nur den Kindern hat er, wunderbar genug, auf seiner blutigen Bahn sich stets liebeich erwiesen. Wenn er die Kirche verließ, pflegten ihn diese freudig zu umringen und unter dem Jubelgeschrei: „Bischof Bufo kommt!“ seinen Schritten zu folgen. War er dann in den bischöflichen Hof gelangt, so teilte er mit freigebiger Hand Geld und Obst unter sie, und schenkte ihnen, war er von Goslar zurückgekehrt, beringte Schuhe. Deshalb singen noch jetzt die Mütter und Ammen:

„Bufo von Halberstadt,
Bringe dem Kinde was!
Was soll ich ihm denn bringen?

Rote Schuh mit Ringen,
Rote Schuh mit Gold besetzt,
Sollst du dem Kinde bringen!“

Auch in fernere deutsche Gaue ist dieses Liedchen übergegangen, hat dort aber mannigfache Veränderungen erfahren. In Westfalen singt man z. B.:

„Bufo von Halberstadt,
Brent doch usem Kinde wat.
Wat soll ik ehm denn brengen?
En Gottepiätten un raude Schoh,
Un en holtenen Wagen dato.

Heida, Holla futt!
Wagen un Schoh sin futt,
Piatten is versoppen,
Kinden is int Water fallen,
Klabushe! Klabushe!“

In manchen Gegenden wird statt „Bufo von Halberstadt“ „Mutuh von Halberstadt“ gesungen.

Wenn wir uns zum Schlusse nochmals der alten Kaiserstadt Goslar zuwenden, so geschieht es besonders, um noch einige Bemerkungen über das Kaiserhaus hinzuzufügen. In ihm wurde Heinrich V. von einem Blitzstrahle, der dicht neben seinem Lager einschlug, betäubt, das Reichsschwert aber geschmolzen. Später haben in ihm noch die Kaiser Lothar, Konrad III., Friedrich I., Philipp von Schwaben und Friedrich II. zeitweise residiert; dann ist es durch Brände

mehrfach beschädigt, durch Anbauten verunziert und für mannigfache Zwecke benutzt worden, bis es 1866 von der hannöverschen Regierung behufs Wiederherstellung von der Stadt für 3000 Mark gekauft wurde. Kaiser Wilhelm hat es 1875 besucht, nachdem schon seit 1867 die Erneuerung begonnen worden war. Es zerfällt in den imposanten „Saalbau“ in der Mitte, die nördliche Verlängerung desselben aus späterer Zeit und die südlich gelegene kaiserliche Hauskapelle. Die letztere war eine zweigeschossige Doppelpapelle in romanischem Stile.



Rathaus und Marktplatz in Goslar

Dem ersten Geschosse liegt die Form eines griechischen Kreuzes zu Grunde; durch Einspannung von äußeren Gewölben zwischen die Kreuzesarme entstand als Grundfläche des zweiten Stockes ein Achteck; hier nahm der Kaiser an dem unten gehaltenen Gottesdienste vermittelt einer viereckigen Öffnung teil. Zwischen der Kapelle und dem Saalbau hat man den Grund zu den Wohnräumen des Kaisers blosgelegt. Das untere Geschoss des Saalbaues enthält sieben Spitzbogengewölbe, das obere den herrlichen Reichssaal. Zu demselben führen auf einem Eingangsvorbau zwei Freitreppen empor; durch eine Vorhalle tritt man dann in den 47 m langen, 15 m breiten und 7 m hohen Saal ein, welcher in der Mitte unter einem Tonnengewölbe den erhöhten Platz für den Kaiserstuhl enthält. Seit 1879 ist nun Professor Wislicenus aus Düsseldorf damit beschäftigt,

diesen herrlichen Saal mit historischen Wandgemälden zu schmücken, welche voraussichtlich nach zehn Jahren ihre Vollendung erhalten werden. In einem großen Mittelbilde in der Gegend des Kaiserstuhls wird das neue Reich und sein Kaiser dargestellt; zu beiden Seiten dagegen wird in sechs Gemälden das erste Kaisertum in seinem Glanze unter Heinrich III. und Friedrich Barbarossa, aber auch in seiner Bedrängnis durch Hierarchie, Vasallentum und Entfremdung vom Vaterlande durch die Herrschaft über Italien veranschaulicht. Zur Seite der Hauptbilder werden acht Nebenbilder die Geschichte des Kaiserhauses in ihren Hauptmomenten darstellen. Eine Anzahl kleinerer Gemälde ist hervorragenden Momenten aus der Zeit Heinrichs II. bis zu der Hinrichtung Konradins gewidmet. An der Südwand soll in drei Haupt- und drei Nebenbildern die Geschichte Karls des Großen, an der Nordwand das Reformationszeitalter dargestellt werden; die kleinen Flächen der Ostwand sind vollendet; sie suchen in lieblichen Allegorien durch die Sagen von Dornröschen und Barbarossa die Entwicklung des Deutschen Reichs zu versinnbildlichen. — Der nördliche Verlängerungsbau dient jetzt unten zur Wohnung des Kastellans, oben zur Beherbergung hoher Besucher.

Das deutsche Volk aber hat alle Ursache, sich darüber zu freuen, daß das neue Deutsche Reich es als eine seiner ersten Ehrenpflichten angesehen hat, dieses herrliche Denkmal aus dem ersten Kaiserreiche würdig zu erneuern. — Von dem Dome Kaiser Heinrichs III. steht nur noch die Vorhalle, jetzt „Domkapelle“ genannt; denn im Jahre 1820 ist der eigentliche Dom an einige Maurermeister für 4500 Mark auf Abbruch verkauft worden, um die Reparaturkosten zu sparen! In diesem Überreste des Domes finden sich mehrere Altertümer verwahrt, z. B. der „Krodoaltar“, angeblich ein ehemaliger heidnischer Opferaltar. — Außerdem ist das Rathaus zu erwähnen, welches aus der Zeit Lothars (1136) stammt. In ihm ist das Hulbigungs- oder Kaiserzimmer hervorzuheben, welches nicht nur reich mit Deckengemälden und Holzschnitzereien geschmückt ist, sondern auch wertvolle und interessante Altertümer enthält. — Die Kaiserwirth, einst Zunfthaus der Gewandschneider, jetzt Hotel, hat in acht Nischen zwischen den Fenstern des zweiten Stockwerkes lebensgroße hölzerne Figuren, welche gewöhnlich für die Kaiser der ersten Zeit seit Heinrich I. angesehen werden. — Ganz besonders interessant ist auch das „Brusttuch“, jetzt ein Wirtshaus, welches außerhalb prächtige satirische Holzschnitzbilder an Balken und Friesen, einen Hexenzug nach dem Blocksberg u. dgl., trägt, während die inneren Gesellschaftsräume durch ein Bild des alten Goslar aus neuerer Zeit sowie allerhand treffliche Trinksprüche und Sentenzen geschmückt werden, darunter ein Spruch der Harzer Bergleute:

„Es grünen die Tannen,
Es wachse das Erz;

Gott schicke uns allen
Ein fröhliches Herz!“

Unter den Kirchen der Stadt ragen noch hervor: die des Klosters Neuwerk am Rosenthor, ein ehrwürdiges Denkmal romanischer Baukunst aus dem Ende des 12. Jahrhunderts; und die Frankfurter Kirche, eine im Jahre 1108 vollendete Pfeilerbasilika, die 1880 in romanischem Stile restauriert worden ist. — Unter den deutschen Städten verdient Goslar jedenfalls mehr denn die meisten andern besucht zu werden, da in ihm allenthalben die großartigsten Erinnerungen zu uns sprechen. Seine bedeutende Geschichte, die allein schon aus den 23 Reichsversammlungen, welche hier tagten, sich ergibt, wird durch zahlreiche altertümliche und kunstvolle Gebäude gewissermaßen illustriert.